

DIE STEAMPUNK  
CHRONIKEN  
ÆTHERGARN





DIE  
STEAMPUNK-CHRONIKEN

BAND I  
ÆTHERGARN

STEFAN HOLZHAUER  
(HERAUSGEBER)

# IMPRESSUM

Holzhauer, Stefan (Herausgeber)  
Die Steampunk-Chroniken  
Band I – Äthergarn

Originalausgabe

<http://steampunk-chroniken.de>

Cover: Stefan Holzhauer

Coverelemente:

Bullauge: © Atelier W. – Fotolia.com

»Tapete«: © Rainer Claus – Fotolia.com

Venus: by Forsetius on Flickr

<http://www.flickr.com/photos/61509620@Noo>

Schattenriss Seite 31:

by Max Braun on flickr, CC BY-SA

<http://www.flickr.com/photos/maxbraun/26654260/>

<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/deed.de>

Die Rechte an den Autorenbildern liegen bei den Autoren

mitwirkende Autoren (in alphabetischer Reihenfolge):

Dieter Bohn, Andreas Dresen, Alexandra Keller, Tanja Meurer, Bernd Meyer, Sean O'Connell, Tedine Sanss, Andreas Suchanek, Andreas Wolz, Thomas Wüstemann

Vorwort:

Carsten Steenbergen

Dieses eBook steht unter einer Creative-Commons-Lizenz:

CC BY-NC-ND

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/>

# HINWEISE

»Æthergarn« steht in seiner Gesamtheit unter einer Creative Commons-Lizenz, genauer gesagt »Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 2.0 Deutschland« (CC BY-NC-ND 2.0). Das bedeutet auch, dass das eBook nicht durch irgendwelche DRM-Maßnahmen geschützt ist und man Kopien gern an Dritte weitergeben kann und soll!

Davon unberührt ist allerdings, dass die einzelnen Geschichten weiterhin selbstverständlich dem Urheberrecht ihrer jeweiligen Autoren unterliegen. Da die gewählte Lizenz keine Bearbeitungen und auch keine kommerzielle Nutzung ermöglicht, sollte jemand der einzelne Geschichten verwenden möchte, mit den Autoren direkt Kontakt aufnehmen. Für Kontaktmöglichkeiten siehe die Webadresse im Impressum.

Wer dieses Projekt und die Idee dahinter unterstützen möchte, oder wem »Æthergarn« einfach nur gut gefallen hat, der mag bitte auf <http://steampunk-chroniken.de/download> über eine der dort gelisteten Möglichkeiten einen beliebigen Betrag spenden (bei PayPal und Skrill/Moneybookers bitte darauf achten, dass dieser Betrag ca. EUR 1,50 nicht unterschreitet, denn dann bleibt dank der Gebühren noch etwas von der Spende übrig ...).

Alternativ darf man aber auch gern die Kindle-Ausgabe im Amazon-Shop erstehen.

## VIELEN DANK!

# INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort.....	8
Das Herz, der Schlund und das Blut.....	11
Autorin: Tedine Sanss.....	33
Die Jagd nach dem Kometentier.....	34
Autor: Sean O'Connell.....	43
Lillys Zukunft.....	45
Autor: Andreas Dresen.....	64
Die Jesaja-Mission.....	65
Autorin: Alexandra Keller.....	81
Den Tod falsch einsortiert.....	82
Autor: Andreas Wolz.....	101
Ruf der Sterne.....	102
Autorin: Tanja Meurer.....	119
Es ist nicht leicht, kein Held zu sein.....	120
Autor: Bernd Meyer.....	132
Die Schatten des Æthers.....	133
Autor: Andreas Suchanek.....	150
Gedanken an Schmetterlinge.....	152
Autor: Thomas Wüstemann.....	178
Die letzte Grenze.....	180
Autor: Dieter Bohn.....	201
Nachwort.....	202
Herausgeber: Stefan Holzhauer.....	205

*»The future is all around us, waiting in moments of transition, to be born in moments of revelation. No one knows the shape of that future, or where it will take us. We know only that it is always born ... in pain.«*

*Citizen G'Kar*

*»Die Zukunft ist überall um uns herum, sie verharrt in Momenten des Übergangs, um dann in Momenten der Erleuchtung neu geboren zu werden. Niemand weiß, welche Form diese Zukunft haben wird oder wohin sie uns führen mag. Wir wissen nur: diese Geburt geschieht immer ... unter Schmerzen.«*

*Bürger G'Kar*

*»Erzähle mir die Vergangenheit, und ich werde die Zukunft erkennen.«*

*Konfuzius*

# VORWORT

**N**eue Wege zu beschreiten ist mitunter ein Wagnis. Eines, das oftmals von einem beträchtlichen Risiko begleitet wird und gleichermaßen dennoch einen lohnenswerten Gewinn verspricht. Visionäre Frauen wie Männer – Pioniere einer fremden Zeit – wagen seit jeher das Abenteuer, bescheren der Welt erste Ausblicke auf ungewohnte Horizonte. Ganz im Gedanken des Steampunk.

Dazu reicht es natürlich nicht aus, Maschinen in den Mittelpunkt zu stellen, die ordentlich Dampf und Qualm ausstoßen, möglichst laut sind und monströse Ausmaße haben. Das wäre sozusagen nur die eine Seite der Medaille. Und diese hier vorliegende Geschichtensammlung schlicht ein einfaches eBook.

Nein, für die im Sonnenlicht blinkende Rückseite des Edelmetalls – den Punk – muss man die ausgetretenen Pfade verlassen, bereit sein, sich gegen die allgemeine Meinung der Gesellschaft (beziehungsweise der Verlage und Buchhändler) zu stemmen. Vor allem Konventionen Konventionen sein lassen. Das Schicksal quasi selbst in die Hand nehmen. So wie es der Herausgeber und die beteiligten Autoren hiermit tun.

»Æthergarn« ist die erste Ausgabe der Steampunk-Chroniken und wahrlich ein besonderer Auftakt. Ungewöhnliche Geschichten erwarten Dich auf den nächsten Seiten, geschätzter Leser. Ge-



schichten, gewoben aus der Magie einer historischen Welt, die es womöglich nie gegeben hat, und der Imagination kreativer Geister. Voller furchtloser Forscher, wahnsinniger Maschinen, stattlicher Ætherschiffe, die durch das Weltall fliegen, nüchterner Konstrukteure und dampfender Turbinen.

Mir verbleibt eigentlich nur eines am Ende dieser einleitenden Worte. Nämlich Dir, geschätzter Leser, viel Vergnügen zu wünschen auf der spannenden Reise, die Dich auf den nächsten Seiten erwartet. Denn es dampft und punked gewaltig.

Herzliche Grüße,  
Carsten Steenberg  
Phantastik-Autor  
und Mitherausgeber von  
[www.steamtown.de](http://www.steamtown.de)



Bild: Carlos Albuquerque, [www.pixelundkorn.de](http://www.pixelundkorn.de)

ÆTHERGARN

# DAS HERZ, DER SCHLUND UND DAS BLUT

Tedine Sanss

**E**xtrablatt!« Der kleine, abenteuerlich verdreckte Zeitungsjunge, dem die Schirmmütze immer wieder auf die Nase rutschte, schwenkte die *Times* hoch durch die Luft.

»Extrablatt! Die *King Charles* greift erneut nach dem purpurnen Band! *King Charles* läuft heute noch zum Ganymed aus! Extra ... Danke, Sir!« Er nahm den Schilling und kramte mit der anderen Hand in seiner Umhängetasche, um das Wechselgeld herauszugeben.

»Es stimmt so, mein Sohn.« Algernon Holland hatte gute Laune. »Kauf dir einen Becher Bier dafür und trink ihn auf mein Wohl. Von mir werden deine Leser erfahren, ob die *King Charles* tatsächlich in der Lage ist, den Geschwindigkeitsrekord zu brechen.«

Der Junge machte große Augen und hob salutierend zwei Finger an die Mütze, die dadurch erneut abstürzte.

»Danke, Mister Holland, Sir! Wenn Sie erlauben, nehme ich statt des Biers einen Krug Milch für meine kleine Schwester, Sir. Sie sind mein großes Vorbild. Ich will zur Zeitung gehen und Reisen machen und Berichte darüber schreiben wie Sie.«

Lachend zog Algernon die Schirmmütze des Jungen wieder gerade und klopfte ihm auf die Schulter. »Wenn ich wieder zurück bin, dann melde dich doch bei der Daily. Mal sehen, ob ich etwas für dich tun kann. Und hier hast du noch ein paar Pence. Kauf deiner kleinen Schwester auch ein Püppchen.«

»Ja, Mister Holland, Sir, danke, Sir. Extrablatt!«

Algernon ging weiter und musterte nachdenklich seine Hand. Ob der Junge Läuse hatte? Er musste sich bei der nächsten Gelegenheit waschen und sein Hemd wechseln. Cremefarbene Seide war so empfindlich, und der Staub in den Hafengassen schien beinahe magnetisch davon angezogen zu werden.

Seit zwei Jahrzehnten hatte er nun schon die lukrative Aufgabe, auf den schnellsten und luxuriösesten Ætherklippeln die Strecke zum Ganymed und zurück zu befahren. Jede entgegenkommende Handelsschaluppe nahm einen seiner Berichte mit, die von seinen Gesprächen mit den Gästen im Rauchersalon handelten, seinen Beobachtungen auf den Kapitänsbällen und seinen Beschreibungen der feinen Gesellschaft und ihrer Lebensweise auf der Erde und dem erdähnlichsten der Jupitermonde, dem Ganymed. Regelmäßig lieferte er seinen Lesern dabei eine Fülle von mythologischen Anspielungen und die ätzenden Bonmots und klugen Sentenzen, für die er berühmt war. Mit Genugtuung hatte er vernommen, dass seine Art zu schreiben in Mode gekommen war und als »Hollandismus« bezeichnet wurde. Weiter konnte man es wohl nicht bringen.

Die Zeitung unter den Arm geklemmt, wo sie vermutlich Druckerschwärzeflecken hinterließ und das Hemd vollends ruinierte, schritt er beschwingt zum Kai.

Die *King Charles* war zu groß, um am Steg zu ankern. Sie lag ein Stück weiter draußen im Hafenbecken. Als Algernon zu ihr hinaus schaute, sträubten sich wie immer seine Nackenhaare. Sie war so riesig. Selbst jetzt, da ihre Segel gerefft waren und die Masten kahl in den Himmel ragten wie das Skelett eines Giganten – er zog sein berühmtes blaues Heft hervor und notierte die Wendung – vermittelte sie den Eindruck überwältigender Größe. Ihr kupferbeschlagener Rumpf gleißte in der Sonne, er schien das Licht beinahe auszustrahlen, anstatt es nur zu reflektieren. Wie ein lebendiges, geschmeidiges Wasserwesen schaukelte sie ungeduldig auf den Wellen, von den schweren Ankerketten nur mühsam gehalten. Der Kessel, der das Schaufelrad am Heck antrieb, war schon vorgeheizt, und aus dem schmalen Schornstein zwischen Hauptmast und Besanmast kräuselte sich Rauch. Kleine Boote umkreisten sie wie Monde einen Planeten, sie lieferten Wasserfässer, Tröge mit dem entsetzlichen gepökelten Fleisch, das die Æthermänner als Hauptnahrungsmittel zu betrachten schienen, Ballen mit Segeltuch, lebende Kühe, Schweine, Ziegen und Hühner, die muhend, grunzend, blökend und gackernd auf den wackligen Planken an Bord balancierten und eilig unter Deck geschafft wurden, sowie eine Fülle weiterer Waren in Fässern, Körben, Tragen, Säcken und Kisten. Es erschien ihm unglaublich, wie der Ætherklipper dies alles in sich hineinfräß und doch so schlank blieb – ihm gelang so etwas nicht.

Erneut zückte er das blaue Heft, in dem er alle Hollandismen festhielt. Dann winkte er einem der Bootsleute und dirigierte seine eigene Habe, die Koffer, Schachteln, Taschen und schließlich sich selbst an Bord.

Der Start, so aufregend er für die Æthermänner und Schaulustigen am Kai auch war, wurde von den Gästen der Erste-Klasse-

Kabinen traditionell ignoriert. Sie wussten, dass auf dem Klipper unter lauten Rufen die Segel gesetzt und die Anker gelichtet wurden, dass der fauchende Kessel das Schaufelrad in Bewegung brachte, ohne dessen zusätzliche Energie auch der prächtigste Klipper die Atmosphäre nicht hätte überwinden können. Sie bemerkten auch, dass das schlanke Gefährt immer schnellere Fahrt aufnahm und dann, technisch zwar begründbar, aber für sie als Laien beinahe wie Zauberei, in den Himmel aufstieg, durch die Wolkendecke stieß, immer noch beschleunigte und sich schließlich in den Äther aufmachte. Das war durchaus spektakulär, aber mit offenem Maul zu staunen schickte sich nicht, und gescheit klingende Kommentare trauten sie sich klugerweise nicht zu. Sie blieben also, wo sie waren, schikanierten die Diener, verwendeten eine unglaubliche Zeit auf die Wahl des richtigen Anzugs oder ließen sich von der Zofe zum zehnten Mal das Haar hochstecken. Danach schritten sie zum Dinersaal. Erst dort, inmitten ihresgleichen, fühlten sie sich wieder behaglich.

Algernon hatte das cremefarbene Seidenhemd gegen ein schneeweißes ausgetauscht und dazu einen Smoking angezogen, dezent und zurückhaltend für den ersten Abend, wie er befand. Dann war er raschen Schrittes in den Saal geeilt und hatte sich in einer Ecke platziert, um die übrigen Gäste beim Eintreten beobachten zu können.

Vorläufig waren es nur sechs Stühle, die um einen Tisch aufgestellt waren. Die weiteren Gäste der ersten Klasse würden erst bei der Zwischenlandung im Mondhafen zusteigen.

Die erste die hereinkam, offensichtlich von Hunger getrieben, war die hagere Baronin Hohenschön. Algernon war ihr trotz all seiner zahllosen Reisen entgegen aller Wahrscheinlichkeit noch

niemals persönlich begegnet, aber die Geschichten über sie kannte er gut. Von Jahr zu Jahr liefen neben den offiziellen Wetten auf die Geschwindigkeit der Ätherklipper auch Nebenwetten darauf, ob die Baronin dieses Mal wieder lebendig ihr Ziel erreichen, oder auf halber Strecke zu Staub zerfallen würde. Bisher hatte noch immer diejenigen gewonnen, die darauf setzten, dass die Dame viel zu gut in Gin konserviert sei, um jemals zu modern.

In der linken Hand hielt sie einen Fächer, in der Armbeuge balancierte sie einen winzigen Hund, der über den Spitzenbesatz des Ärmels hinweg die Zähne bleckte, und mit der Rechten stützte sie sich schwer auf eine blutjunge Gesellschafterin. Diese wurde von Jahr zu Jahr ersetzt, und ein besonders bissiges Gerücht besagte, die Baronin sauge die Lebenskraft ihrer Gesellschafterinnen aus und halte sich nur dadurch am Leben. Natürlich war das Unfug. Sie saugte darüber hinaus einige Nichten und Großnichten aus, bei denen sie sich zwischen ihren Reisen einquartierte, des weiteren eine Reihe von Anwaltsbüros, die die Vermögen ihrer diversen verstorbenen Ehemänner verwalteten, und schließlich noch den Verstand eines jeden, der sich mit ihr auf ein Rededuell einließ.

Algernon lächelte. Er war sicher, dass die Baronin auf dieser Fahrt in ihm ihren Meister finden würde.

Nach ihr betrat Bert van Guellen den Saal, ein reicher Bankier, der auf dem Höhepunkt seiner Macht den Fehler begangen hatte, eine Schauspielerin zu heiraten. Blass und anämisch hing sie jetzt an seinem Arm, als müsse sie demonstrieren, welch eine Last sie für ihn war. Gesellschaftlich ohnehin in einer angreifbaren Position, hatte er sich durch diese Mesalliance sämtliche Türen verschlossen, die er nicht durch sein Scheckbuch offen halten konnte, und auch sein Eheglück erschien Algernon fraglich, denn er

ging gebeugt, sein Gesicht war grau und eingefallen wie das eines Mannes, der vor Kurzem sehr viel Gewicht verloren hatte.

Ihnen folgte John Shallow-Bargepole, ein Gentleman, was sich vor allem darin zeigte, dass niemand genau hätte sagen können, womit er sich beschäftigte. Gelegentlich wettete er auf Pferde, allerdings mit wenig Glück, und meist lag er anderen Menschen auf der Tasche. Mit langen Schritten überholte er die anderen und ließ sich auf den einzigen Stuhl plumpsen, der mit dem Rücken zum Fenster stand.

Die Baronin verhielt den Schritt. Missbilligend stieg ihre rechte Augenbraue in die Höhe. Algernon hätte schwören können, dass ihr Gesicht dabei knisterte, als bestehe es aus brechendem Pergament.

Shallow-Bargepole grinste entschuldigend, was ihm nicht stand, denn es ließ sein jugendlich-verlebttes Gesicht knittern wie ein billiges Hemd. »Vertrage den Ausblick nicht. Das Auf und Ab. Muss davon speien, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Jetzt hatte er Algernon entdeckt und ließ ihm einen gelangweilten Blick durch sein Lorgnon zukommen. »Sie auch hier? Aussichten auf das purpurne Band, was meinen Sie?«

»Auch Ihnen einen guten Abend«, erwiderte Algernon mit betonter Höflichkeit. »Baronin, ich hoffe, Sie hatten eine gute Anreise?«

Sie musterte ihn eisig. »Ich glaube nicht, dass wir einander vorgestellt wurden.«

»Algernon Holland, der Journalist«, warf Shallow-Bargepole nachlässig ein, und es gelang ihm, dem Wort »Journalist« einen Klang zu verleihen, als handele es sich um eine Art ansteckenden Ausschlags.



»Sind Sie sicher, dass hier für Sie gedeckt ist?« Die Baronin wandte sich ab. Mit dem Fächer versetzte sie ihrer Gesellschafterin, einer gehetzten blassen Frau, einen gezielten Hieb auf das Handgelenk und veranlasste sie damit, einen Stuhl zurechtzurücken. Leise raschelnd setzte sie sich darauf nieder, während der Hund, der um sein Gleichgewicht rang, einen energierend hohen Kläfflaut ausstieß. »Ruhig, Precious!«, befahl sie.

Achselzuckend begab sich Algernon auf die andere Seite des Tisches und rutschte auf den freien Platz neben der Bankiersgattin. Vergebens kramte er in seinem Gedächtnis nach ihrem Namen und nickte ihr nur vage zu. Dann beschloss er, die Eröffnungsrunde verloren zu geben und sich zunächst dem Essen zu widmen.

Als der erste Gang aufgetragen wurde, hatte seine Tischnachbarin bereits das zweite Glas Wein geleert und schnippte ungeduldig mit dem Finger, um das dritte in Angriff nehmen zu können.

»Cora, mein Liebling ...«, murmelte der Bankier.

Cora – jetzt fiel es ihm wieder ein. Cora Hock, für eine Saison der Star des Londoner Westends. Er musterte sie verstohlen von der Seite. Noch war sie schön, aber ihre klaren Züge hatten bereits begonnen, schwammig zu werden. Kleine Fältchen sammelten sich in ihren Mundwinkeln, ihre Kinnlinie verlor an Kontur.

Sie spürte seinen Blick und wandte sich um, seine Aufmerksamkeit absichtlich missverstehend. Ihr Kleid war zu rot, ihr Ausschnitt zu tief, ihr Schmuck ein wenig zu prunkvoll, um echt zu sein. »Gewiss erinnern Sie sich an meinen Auftritt als Rosamunde im Adelphi?«, fragte sie mit einem Augenaufschlag, der seelenvoll wirken sollte.

»Niemand würde sie anmutiger verkörpert«, erwiderte Algernon ohne zu zögern, obwohl er sicher war, sie nie auf der Bühne gesehen zu haben.

»Reizend von Ihnen, dass Sie sich noch so genau entsinnen können. Mein Kleid war ... Wissen Sie noch, welche Farbe es hatte?«

»Es passte genau zu Ihren Augen«, entgegnete er.

Shallow-Bargepole, der ihnen gegenüber saß, hatte seinen Trick durchschaut und lachte garstig.

Verbittert griff Cora van Guellen nach ihrem Glas und leerte es in einem Zug.

»Cora, mein Liebling ...«, drängte ihr Gatte.

Sie machte eine großartige Geste mit dem Arm, und es gelang Algernon mit knapper Not, sein Gedeck in Sicherheit zu schieben. Das Porzellan schepperte.

»Ich ... bin ... leer!«, begann sie mit Grabesstimme.

Bert van Guellen legte die Hand über die Augen, als habe er diesen Monolog schon einmal zu oft vernommen.

»Ich bin nur mehr ein hohles Gefäß! Man hat mir mein Publikum genommen, ich bin zur Sprachlosigkeit verurteilt. Ein Vogel in einem goldenen Käfig hat es besser als ich, denn er darf doch immerhin noch singen, und man hört ihm zu. Aber schauen Sie mich an! Ohne die Bühne bin ich ein Nichts! Verstummt, verloren, verstümmelt. Ein Schatten, das ist es, was ich bin.«

»Um Himmels willen, hören Sie auf zu prahlen!«, fuhr die Baronin dazwischen. »Auf der Bühne haben Sie nicht getaugt, und hier taugen Sie noch viel weniger. Nehmen Sie eine Valium und legen Sie sich hin, dann richten Sie zumindest kein Unheil an.«

Mit einem Aufschrei sprang Cora van Guellen auf die Füße.

»Cora, mein Liebling ...«, flehte der Bankier, aber da stand sie schon wie eine flammende Anklage vor der Baronin, den Zeigefinger ausgestreckt.

»Was ... wissen ... Sie ...«

»Schluss damit!«, fauchte die Greisin. »Ich hatte zwar nicht das zweifelhafte Vergnügen, Sie auf der Bühne agieren zu sehen, aber ich erkenne eine drittklassige Mimin, wenn sie vor mir steht. Seien Sie froh, dass Sie im gemachten Nest sitzen und halten Sie Ruhe!«

Der Hund, der ihre Erregung spürte, stellte die Ohren auf und kläffte. Sie warf ihn ihrer Gesellschafterin zu, die sich bemühte, die kleine Schnauze zuzuhalten und gleichzeitig den um sich schlagenden Pfoten auszuweichen.

Cora stand wie erstarrt. Eine schwächere Frau, dachte Algernon, wäre an ihrer Stelle schluchzend zusammengebrochen. Aber Cora war nicht schwach. Erst jetzt, vollkommen isoliert und in die Enge getrieben, entfaltete sie ihre eigentliche Stärke.

»Im gemachten Nest«, begann sie leise, aber mit klangvoller Stimme, »da sitzen auch Sie. Sie haben Ihr Leben lang nichts weiter getan als sich systematisch hochzuheiraten, von der unbedeutenden kleinen Modistin zur Baronin. Ich habe immerhin auf der Bühne gestanden, ich habe selbst etwas dargestellt, wenn auch nur für eine Saison. Also wagen Sie es nicht, auf mich herabzusehen. Nicht auf mich, und nicht auf meinen Mann!«

Sie warf den Kopf zurück und marschierte, wenn auch schwankend, durch die Tür. Ihr Mann sprang auf und eilte hinter ihr her.

»Cora!«, hörten sie ihn durch den Gang rufen.

Shallow-Bargepole applaudierte. «Was für ein Abgang! Möchte vielleicht noch einer der Herrschaften vor dem Hauptgang das

Weite suchen? In diesem Fall würde die dürre Ente nämlich für die Verbleibenden ausreichen.«

»Bedienen Sie sich ruhig«, sagte die Gesellschafterin. »Ich hatte ohnehin vor, nur von dem Gemüse zu nehmen.«

»Kein Wunder, dass Sie so saftlos sind, Mabel, bei dieser Ernährung!«, schnappte die Baronin und zog sich die Ente heran. »Mister Holland, nicht wahr? Sie sind doch hoffentlich keiner dieser schmierigen Klatschreporter, die ihren einzigen Lebenszweck darin sehen, auf der Vergangenheit anderer Leute herumzureiten ... ihre Herkunft auszuposaunen, ihre Wurzeln aufzudecken, oder wie man so etwas in Ihren Kreisen nennt.«

Sie sprach so schroff, dass der Hund erneut zu kläffen begann, aber Algernon hörte die unterschwellige Panik in ihrer Stimme.

»Mir ist eher daran gelegen«, begann er vorsichtig, »in der Gegenwart Freundschaft zu halten.«

Die Baronin begann auf die Entenbrust einzuhacken, als duelliere sie sich mit einem Kontrahenten. »Und was verstehen Sie unter Freundschaft?«

Algernon erblickte die Gelegenheit, einen seiner Hollandismen unterzubringen. »Ach, wissen Sie ... eine Freundschaft unter Literaten hält meist nur so lange, wie das Mischen des Schierlingsbechers dauert.«

Mabel warf ihm einen bewundernden Blick zu, und Shallow-Bargepole musterte betont gleichgültig seine Fingernägel, aber die Baronin stieß nur ein kurzes, papiernes Lachen aus. »Oscar Wilde. Sie vergessen, mein Lieber, dass ich vor ein paar Monaten wieder einmal die Gelegenheit hatte, meinen hundertsten Geburtstag zu feiern. Als junges Mädchen in London war ich mit der Familie befreundet.«

Algernons Lächeln blieb unverändert. »Freundschaften pflegen zu können erscheint mir als die nobelste Tugend.«

»Es waren sehr gewöhnliche Leute, allesamt. In meinem Alter ist es eher von Vorteil, Feindschaften zu pflegen. Es geht nichts über die Genugtuung, die Todesanzeige einer alten Feindin zu lesen und zu wissen, dass man das letzte Wort behalten hat. Und nun reichen Sie mir das Salz.«

»Das ist das Mindeste«, spöttelte Shallow-Bargepole, »da er Ihnen schon nicht das Wasser reichen kann ...«

Algernon drehte sich zu ihm um, eine schlagfertige Antwort auf den Lippen. Dabei entglitt ihm der Salzstreuer, rutschte über den Tisch und traf den Hund. Der sprang mit einem schrillen Laut vom Schoß der Gesellschafterin, die von der plötzlichen Reaktion des Tieres viel zu überrascht war, um es halten zu können, und rannte mit eingekniffenem Schwanz durch die offengebliebene Tür.

»Schauen Sie nur, was Sie angerichtet haben!«, kreischte die Baronin in einem Ton, nicht unähnlich dem Schreckensschrei ihres Hundes. »Precious, komm zurück! Precious, zu Frauchen! Mabel, Sie nutzloses Ding, nun laufen Sie schon hinter ihm her und bringen Sie ihn zurück!«

Mabel sprang auf und wandte sich kopflos zuerst in die eine, dann in die andere Richtung. Ritterlich eilte Algernon an ihre Seite.

»Lassen Sie nur, es ist ja meine Schuld, dass der Hund in Panik geraten ist. Ich werde ihn suchen. Bleiben Sie hier und kümmern Sie sich um die Baronin.«

Sie nickte erleichtert und kehrte zu ihrem Platz zurück.

Algernon stürmte aus der Tür, sah einen kleinen Schatten um die Ecke verschwinden und setzte ihm nach, auf den Hauptgang zu den Kajüten. Suchend blickte er sich um. Erneut schien etwas Kleines hinter einer Biegung zu verschwinden. Er hetzte hinter-

her, in einen Nebengang hinein, konnte von dem Hund aber nichts entdecken. Die Wege verzweigten sich, er eilte zuerst den einen, dann den anderen entlang, folgte diesem bis zum Ende und fand sich schließlich in einem spärlich erleuchteten weiteren Gang wieder.

»Precious?«, rief er versuchsweise.

Von weither glaubte er ein Kläffen zu hören, das sich in der Ferne verlor. Er lief dem Geräusch nach, bis der Gang unvermittelt an einer steilen Treppe endete.

»Precious? Komm zurück!«

Noch während ihm klar wurde, dass der Hund unmöglich die schmalen Stufen überwunden haben konnte, klang es erneut in seinen Ohren. War das Tier vielleicht in seiner Panik gestürzt und lag dort unten?

Behutsam kletterte Algernon rückwärts hinunter, tastete mit den Füßen nach dem kleinen Körper. Als unter seinem Tritt etwas Weiches aufquietschte, riss er das Bein hoch, strauchelte fast, klammerte sich an das Geländer. Zischelnd, schnatternd huschte es davon. Eine Ratte.

Algernon schluchzte auf, er wusste selbst nicht, ob vor Erleichterung oder Enttäuschung.

»Precious, bist du hier unten?«

Der Gang, in den er nun geriet, war enger und dunkler als der erste. Er zog den Kopf ein und horchte.

Das Geräusch hatte sich vervielfältigt. Aus mehreren Richtungen zugleich quiekte, schabte, kläffte es. Verwirrt drehte er sich im Kreis.

»Precious, möchtest du einen Knochen? Ich will nicht geizig sein, ich serviere dir die ganze Baronin, wenn du brav herkommst.«

Der Weg teilte sich wieder. Nach kurzem Zögern wählte Alger non den linken Gang. Gab es nicht einen Merksatz, mit dem man aus jedem Labyrinth wieder herausfand? Wenn man in einer festen Reihenfolge nach rechts und links abbog, konnte man nicht verloren gehen. Sollte er die schmalen Durchgänge mitzählen? Ein weiteres Mal stand er vor Stufen. Hinauf oder hinunter? Er hätte eine Münze geworfen, hätte er nicht befürchtet, dass er sie auf dem dunklen Boden niemals wiederfinden würde.

»Hinunter!«, entschied er. »Wenn der Hund nicht auf magische Weise Flügel bekommen hat, ist es wahrscheinlicher, dass er auf dem Weg in die Tiefe ist.«

Wieder kletterte er rückwärts die steile Stiege hinab, gab zischende Geräusche von sich, um Ratten zu vertreiben, rief und lockte, um den Hund zu einer Antwort zu bewegen, lief erneut einen niedrigen Gang entlang, der sich teilte und verzweigte, hielt schließlich inne und musste eingestehen, dass er sich hoffnungslos im Bauch des Schiffes verirrt hatte.

»Precious? Irgendjemand?«

Es roch nach ängstlichen Tieren. Er entsann sich der Menagerie, die an Bord gebracht worden war. Irgendwo hier unten mussten ihre Ställe sein, dunkel, eng und erschreckend. Außerdem roch es nach Öl und heißem Metall, nach verschwitzter Kleidung und zu vielen Menschen am selben Ort. Die Luft war feuchtwarm und abgestanden, er spürte, wie ihm das Hemd am Körper klebte.

Eine Vielzahl von Geräuschen umgab ihn, ein Schnauben und Grunzen, das hoffentlich von den Tieren herrührte, ein Pfeifen und Stampfen, das zum Schiff selbst gehören mochte, darüber schwebten kurze, abgehackte Rufe.

Menschen, immerhin. Wesen, mit denen er sich verständigen konnte und die ihm den Weg zurück zum Dinersaal zeigen würden. Tief nach vorn gebeugt, um nicht an die niedrige Decke zu

stoßen, schritt er in die Richtung, aus der die Rufe zu ihm drangen.

»Wahrschau!« Eine kräftige Faust packte ihn und riss ihn zur Seite. Er starrte in das Gesicht eines vierschrötigen Æthermannes, verschwitzt, mit Öl und Ruß verschmiert. Da, wo er eben noch gestanden hatte, rasselte eine schwere Kette vorbei, an deren Ende ein metallener Kasten hing.

Keuchend holte er Atem.

»Das«, brachte er schließlich heraus, »wäre möglicherweise knapp geworden.«

Der Æthermann zuckte die Achseln und strich bedauernd über Algernons Smokingärmel, auf dem sich eine hässliche Ölspur zeigte.

»Der feine schwarze Anzug!«

»Ja, er ist schwarz, nicht wahr?« Algernon lächelte schwach. »Als ich ihn in Auftrag gab, habe ich extra vermerkt, er solle die Farbe einer mondlosen Nacht über einem einsamen Bergsee haben, aber herausgekommen ist dabei ordinäres Schwarz.«

Der Æthermann bedachte das Problem. »Möglicherweise gab's die Farbe die Sie wollten nicht im Stoffmusterkatalog«, schlug er dann vor.

Algernon nickte. »Ja, das wäre in der Tat eine Erklärung. Aber um den Anzug, da er nun einfach nur ordinär schwarz ist, anstatt den Farbton aufzuweisen, der mir vorschwebte, ist es nicht schade. Statt dessen drücken mich zwei andere Probleme. Das eine ist klein, laut und haarig, ein Hund namens Precious, der aus dem Dinersaal entlaufen ist, weil ihm die Ente zu mager war.«

Der Æthermann zuckte erneut die Achseln. »Wenn er hier unten ist, kommt's drauf an, ob er zäher ist als die Ratten.«



»Sofern es stimmt, dass Hunde auf die Dauer gewisse Eigenschaften ihrer Eigentümer übernehmen«, sinnierte Algernon, »ist dieser Hund zäher als das gepökelte Rind an Bord des Fliegenden Holländers.«

»Dann schafft er die Ratten«, konstatierte der Æthermann. »Und das zweite Problem?«

»Bin sozusagen ich selbst. Ich bin diesem Hund nachgesetzt, ohne auf den Weg zu achten, und befinde mich nun vermutlich sehr weit von besagtem Dinersaal entfernt. Würden Sie den Vergil machen, der mich durch alle sieben Kreise der Hölle und sämtliche Abteilungen des Fegefeuers zurück an die Oberfläche führt?«

Diesmal brauchte der Æthermann eine Weile, bis er Algernons Satz durchschaut hatte. Dann leuchteten seine Augen auf, und er strahlte über das ganze Gesicht.

»Ist mir eine Freude, Ihnen das Schiff zu zeigen, Sir! Meine Freiwache hat ohnehin gerade begonnen. Mit dem Pfiff, der Sie vorhin hergelockt hat, Sir. Simon Ross ist der Name, ich bin Bootsmann hier auf der *Charlie*.

»Algernon Holland«, stellte Algernon sich selbst vor und ergriff herzlich die dargebotene Hand. Als keine Reaktion erfolgte, setzte er hinzu: »Der Journalist. Ich schreibe die Berichte über die Reisen der Klipper. Die Jagd nach dem purpurnen Band.«

Ross blies die Backen auf und machte Anstalten, auf den Boden zu spucken, unterließ es aber nach einem raschen Seitenblick auf Algernon.

»Diese Berichte ... hm.«

»Sie schätzen sie nicht besonders?«

»Na ja. Sie bringen meine Frau zum Lachen. Das ist nett, was Sie da schreiben. Aber ich glaube, von den Ætherklippern, davon verstehen Sie nicht viel, oder? Waren Sie schon mal hier unten?«

»Nein«, gab Algernon zu, und zu seinem eigenen Erstaunen röteten sich seine Wangen.

»Haben Sie schon mal gesehen, wie so ein Klipper startet?«, forschte der Æthermann weiter.

»Bisher noch nicht«, räumte Algernon ein. »Während des Ablegens, wissen Sie, gibt es immer so viel vorzubereiten. Die Kajüten müssen bezogen werden, dann will gut überlegt sein, in welcher Kleidung man sich zum ersten gemeinsamen Dinner präsentiert – der Anzug in seiner ordinär schwarzen Färbung zum Beispiel war eine fatal falsche Entscheidung. Ich glaube nicht, dass ich in diesem Moment hinter einer kleinen Bestie namens Precious her wäre, wenn ich mich für das moosgrüne Jackett entschieden hätte.«

»Na, dann«, entschied Simon Ross und stopfte die Hände in die Taschen seiner weiten Hose, »fangen wir doch am besten direkt im Maschinenraum an. Hier entlang, Mister Holland.«

Der Bootsmann schlüpfte durch einen Durchgang, den Algernon überhaupt nicht wahrgenommen hatte, duckte sich unter einem Balken hindurch und stieg gewandt über ein Fallgitter. Algernon folgte ihm schnaufend.

Unvermittelt war das Dröhnen und Stampfen viel lauter geworden, bei jedem der rhythmischen Geräusche empfand er einen Druck auf den Ohren, als presse ihm jemand die Hände darauf. Er wollte Ross danach fragen, befürchtete aber, dass seine Stimme in dem Getöse untergehen würde.

Der sah sich nach ihm um, packte den ohnehin ruinierten Smokingärmel und zog ihn hinter sich her, zwischen zwei gigantischen Behältern hindurch. Und plötzlich standen sie direkt vor der Maschine.

Algernon verschlug es den Atem.

Sie reckte sich bis zur Decke des Raumes, stieß an beiden Seiten an, schien mit jeder Bewegung wachsen und sich noch weiter ausdehnen zu wollen. Ein mächtiges Fundament verband sie mit dem Boden, darüber erhob sich ein Dickicht aus Röhren und Stangen. Alles war in Bewegung und blieb doch am selben Platz, bäumte sich auf, schnaubte, grollte, als kämpfe ein riesiges gefesseltes Tier vergebens gegen seine Ketten. Eine glühende Hitze ging von diesem Wesen aus – und eine ungeheure Kraft.

Er trat näher und streckte ihm die Hände entgegen.

Da öffnete sich ganz oben eines der Überdruckventile und stieß kreischend Dampf aus.

Mit einem Aufschrei fuhr er zurück.

Beide Hände als Schalltrichter um die Lippen gelegt, wandte er sich an Ross. »Ist dies der tiefste Kreis der Hölle?«

»Das Herz der *Charlie!*«, schrie dieser zurück. »Hier herüber!«

Sie schlängelten sich an der Maschine vorbei, so dicht, dass Algernon spürte, wie ihr Atem sein Nackenhaar versengte.

Ross öffnete eine schwere Tür, zog ihn hindurch und ließ sie hinter ihnen wieder ins Schloss fallen. Unvermittelt war es ruhig. Algernon klopfte ein paar Mal auf seine Ohren, bis der Druck nachgelassen hatte.

»Das Herz der *Charlie?*«, fragte er dann.

Ross lächelte fein. »Was glauben Sie«, begann er gemächlich, »wie es die *Ætherschiffe* fertig bringen, in den Himmel aufzusteigen?«

Algernon zuckte die Achseln. »Bisher dachte ich, sie täten es einfach. Wenn der Wind günstig steht.«

»Kein Wind brächte das fertig«, konstatierte der Bootsmann. »Ein guter Wind und eine günstige Strömung können einen Klipper über den Ozean treiben. Die Sonnenwinde und die *Ætherströ-*

mungen treiben ihn von einem Planeten zum nächsten. Aber um aufzusteigen, vom Meer über die Wolken und in den Äther hinein, braucht man viel größere Kräfte. Natürlich haben die Menschen auch vor der Erfindung der Dampfmaschinen davon geträumt, zu den Sternen zu fliegen. Aber die Kraft hat nicht ausgereicht. Und sehen Sie, hier kommt die Maschine ins Spiel. Sicherlich ist Ihnen das Schaufelrad am Heck aufgefallen?«

Algernon nickte eifrig.

»Wenn das Schiff gut im achterlichen Wind liegt, alle Segel gesetzt, die Rahsegel, die Stagesegel und die Leeseegel an den Rahspieren, dann wird das Schaufelrad in Gang gesetzt. Erst das gibt die zusätzliche Kraft für den Aufstieg, und der Klipper hebt ab. Ohne die Dampfmaschine wäre die *Charlie* nur ein Ozeanklipper, und deswegen ist sie das Herz. Verstanden? Dann geht es jetzt weiter zum Schlund.«

»Zum Schlund? Den hat Ihr Schiff auch?«

»Aber gewiss!«, entgegnete der Bootsmann und ging voraus. »Das wissen Sie doch selbst: Wenn das Herz schlagen soll, braucht der Körper Nahrung. Schauen Sie hier herein, aber treten Sie nicht zu nahe.«

Er riss eine weitere Tür auf, anscheinend noch schwerer als die erste. Algernon warf einen Blick direkt ins Höllenfeuer. Rauchschwarze Seelen hantierten mit Schaufeln, warfen in einem rasenden Tanz glänzende Kohlestücke in einen gewaltigen Ofen. Die Hitze nahm ihm den Atem, und doch konnte er nicht anders als nur immer weiter in die Flammen starren, bis ihn Ross schließlich sacht zurückzog.

»Lassen Sie die Leute ihre Arbeit tun«, mahnte er. »Und jetzt, wo Sie das Herz und den Schlund gesehen haben, können Sie mir sicher auch sagen, was das Blut der *Charlie* ist?«

»Sie alle!«, erwiderte Algernon ohne zu zögern. »Die Æthermänner, die die *Charlie* mit allem versorgen, was sie braucht. Aber Mister Ross, an Ihnen ist ja ein Poet verlorengegangen!«

Der Bootsmann spuckte auf den Boden. »Jetzt geht's wieder nach oben. Kommen Sie, damit Sie den letzten Gang in Ihrem Dinnersaal nicht verpassen.«

Sie kletterten eine der steilen Stiegen empor. Es war deutlich kühler und weiter hier oben. Algernon streckte die Glieder.

»Von der Hölle ins Fegefeuer. Haben Sie Dank, Mister Ross. Aber was ist das dort hinten?«

Durch eine Luke konnte man auf das Deck des Schiffes sehen. Darüber erhoben sich die Masten, an denen sich die riesigen Segel blähten, vierfach übereinander aufgetürmt und breit gefächert wie die Schnupftücher einer Riesenfamilie mit Influenza. Wie Spinnweben führten die Takelagen bis ganz nach oben zu den höchsten Rahen, und dort, an den äußersten Spitzen, krabbelte und wimmelte es von Æthermännern. Sie trugen silbrige Schutzanzüge, hatten ihre Füße mit Tauen an die Masten gebunden und stürzten sich immer wieder in den Æther.

»Mister Ross, was tun diese Leute dort?«

Der Bootsmann wand sich. »Sie ... springen.«

»Das sehe ich. Sie lassen sich halsbrecherisch von den Rahen fallen und greifen nach irgendetwas. Warum? Was geht da vor?«

»Wir durchqueren gerade den Asteroidengürtel. Die Männer greifen nach Spacium. Es kommt nur hier vor, auf kleineren Gesteinsbrocken, es ist wertvoll, und wir brauchen es unbedingt.«

Algernon schüttelte verständnislos den Kopf. »Was die Männer dort tun, sieht gefährlich aus. Wozu wird das Spacium benötigt?«

Ross wandte sich ab, als ergreife ihn eine leichte Übelkeit.

»Wozu, Mister Ross?«, beharrte Algernon. »Ich habe heute mehr über die Ätherklipper erfahren als in all den Jahren zuvor. Sie haben mir Herz, Schlund und Blut der *Charlie* gezeigt. Seien Sie versichert, dass ich mir alles gut gemerkt habe und meinen Lesern davon erzählen werde. Von dem, was wichtig ist. Nicht von den Gesprächen im Dinersaal. Nun verraten Sie mir auch das letzte Geheimnis. Was geht dort draußen vor?«

»Was glauben Sie, Sir«, begann der Äthermann leise, »weshalb Jahr für Jahr ein neuer Rekord auf der Jagd nach dem purpurnen Band aufgestellt wird?«

»Ich nehme an, die Klipper werden immer besser.«

»Oh, die Klipper sind immer gleich gut. Aber sie können nicht so schnell fahren, wie es die Maschinen und die Besegelung zuließen. Ihre Geschwindigkeit wird von äußeren Umständen begrenzt. Die Reibung ist es, die ein guter Kapitän beachten muss.«

»Die Reibung also. Was tut sie?«

»Die Reibung, Sir, erzeugt Hitze. Wenn das Schiff mit voller Kraft unterwegs ist, wird sein Rumpf so heiß, dass er Feuer fängt. Aber es ist möglich, die Reibung zu vermindern, wenn man den Rumpf gut schmiert. Mit Spacium. Dazu wird es benötigt. Aber es ist gefährlich. Schauen Sie nur: Wenn einer der Männer zu kurz springt, kracht er gegen die Masten. Oder es trifft ihn einer der größeren Asteroiden. Damit Sie und Ihresgleichen, Sir, über immer neue Rekorde berichten können, riskieren die Männer dort draußen ihr Leben. Mitunter verlieren sie es. Zwei meiner Söhne, Sir ...«

Er sprach nicht weiter.

»Ich erkenne die Treppe wieder«, sagte Algernon sanft. »Bemühen Sie sich nicht weiter, ich finde allein zurück. Ich danke Ihnen, Mister Ross. Für alles.«

Damit wandte er sich ab und stieg hinauf, schritt den spärlich erleuchteten Gang entlang, betrat an dessen Ende den helleren Nebengang, erreichte den breiten Hauptgang und stand wieder vor der Tür zum Dinersaal.

Mit einem tiefen Atemzug, als müsse er unter Wasser tauchen, stieß er sie auf und trat ein.

\* \* \*

»Wo waren Sie denn nur?«, keifte ihm die Baronin entgegen. »Precious ist längst wieder zurück, er hat den direkten Weg zur Küche genommen und den Koch gebissen, eine kluge Wahl, wenn Sie mich fragen, denn er war definitiv besser genährt als die Ente, aber nun verlangt der Mann Schadensersatz, und diese nutzlose Person« – sie hackte mit ihrem Fächer nach Mabel, die verängstigt auf ihrem Stuhl kauerte – »ist auch noch geneigt, ihm Recht zu geben und mir in den Rücken zu fallen.«

»Die Baronin würde sie auf der Stelle entlassen«, warf Shallow-Bargepole mit träger Stimme ein, »aber dann hätte sie niemanden mehr, den sie heruntermachen könnte, und das ginge über ihre Kräfte. Holland, so wie es aussieht, werden Sie diese Meinungsverschiedenheit schlichten müssen.«

Algernon lächelte.

»So wie es aussieht«, sagte er heiter, »habe ich zu tun.«

Er zog sein berühmtes blaues Heft hervor, schlug eine neue Seite auf.

»Die wahnwitzige Jagd nach dem purpurnen Band«, schrieb er. »Von Ihrem Korrespondenten Algernon Holland. Wer auf einem Ätherklipper unterwegs ist, der nach einem neuen Rekord

zu greifen versucht, macht sich nur selten Gedanken darüber, dass diese Rekorde mit Blut erkaufte werden. Nicht mit dem der Reisenden, die behaglich im Dinnersaal sitzen, sondern allein mit dem Blut derer, die auf den Schiffen leben und arbeiten ...«

ENDE



## TEDINE SANSS



*Tedine Sanss ist das Alter Ego einer westfälischen Autorin und kam als solches erst vor ein paar Monaten auf die Welt. Sie schreibt Science Fiction und Steampunk. Dies ist ihre erste Veröffentlichung.*

# DIE JAGD NACH DEM KOMETENTIER

Sean O'Connell

**F**üllt die Segel mit Sonnenwind, volle Fahrt voraus!« Die HMS *Pequod* glitt aus den letzten Atmosphäreschichten in die finstere Dunkelheit des Alls. Ein lautes Ein- und Ausatmen erfüllte den Schiffsrumpf, als wäre er ein lebendiges Wesen. Die Pumpen im Maschinenraum waren wie riesige Lungen, gigantische Blasebalge. Sie saugten den sie nun umgebenden Äther in großen Mengen ein und verwandelten ihn beim Ausatmen in Sauerstoff. Eine frische Brise streifte ihre Gesichter. »Hart am Wind bleiben!« – »Aye, aye!«

Die Sonne kam in Sicht. Ein gigantischer, feuriger Ball im glitzernden Feld der Sterne. Krakenarmige Protuberanzen griffen hinaus in den Äther, verglühten im Dunkel. Leuchtende Bögen gleißenden Lichts brannten sich scheinbar für immer in die Netzhäute der Offiziere und Matrosen.

»Kurs nehmen. Vor den Wind drehen!« – »Aye, aye!« Die Sonne glitt davon, kippte einfach nach Backbord weg. Das Schiff ächzte und stöhnte unter dem Kurswechsel, aber es war in Wirklichkeit nur das Geräusch des Sonnenwindes, der auf die blasenartige Ätherhülle prasselte.

Kurz darauf zeigte der Bugspriet auf das bleiche Gesicht von Enceladus, den fahlen Mond des Saturns, der – für das Auge noch unsichtbar – in den Tiefen des Alls auf sie wartete. Der Rendezvouspunkt für ihre Rückkehr.

Die Sonnensegel bauschten sich hoch über den Köpfen der Männer. Bram- und Marssegel am Großmast füllten sich mit Sonnenwind. Einige Matrosen enterten freudig auf, krochen in die Krähenester an Fock-, Groß- und Kreuzmast und begannen mit der Observation von herumirrenden Asteroiden, Meteoriten und anderen Himmelskörpern. Jeder Mann der HMS *Pequod*, der nicht im Inneren des Schiffs seinen Dienst verrichtete, stand an Deck und sah hinauf zu dem silbernen Flies der Segel, das in diesem Moment wie ein goldenes Feuer im Licht der Sonne flackerte. Einige der Männer meldeten sich kurz von ihren Posten ab, um nach Achtern zu eilen, einen letzten Blick auf den blauen Planeten zu erhaschen.

»Kurs angelegt, Sir!«, rief Commander Binky. »Die Jagd kann beginnen.«

Der Kapitän nickte. »Ein historischer Tag, Edward.«

»Ja, Sir. Waidmannsheil, möchte ich sagen!«

Der Kapitän lächelte. »Waidmannsdank, Edward! Ich bin zuversichtlich, dass wir noch vor Weihnachten das Kometentier erlegt haben und zurück in England sein werden.«

Binky nickte. Er summte leise vor sich hin und wippte mit den Füßen.

»Sie lieben die Ätherfahrt, nicht wahr, Edward?«

»Ja, Sir. Ich bin an der Küste geboren. Schon als Kind liebte ich es, den auf den Wellen dahin gleitenden Schiffen zuzusehen. Aber hier zwischen den Sternen ist es noch viel schöner als auf dem Meer, Sir.«

Die HMS *Pequod* nahm endgültig Fahrt auf, brachte die Besatzung fort von der Erde, ihrer alten Heimat, und führte sie hinaus an neue, unbekannte Orte.

Während der Mars einige Tage später in Reichweite kam, war es fünf Glasen der Mittelwache als Vollmatrose Willy Smith vom

Oberdeck den Niedergang hinunter stürmte und erst inne hielt, als er die Kajüte des Kapitäns erreichte. Er klopfte laut und vernehmlich. »Sir, Sir, wachen Sie auf, es ist soweit! Phobos und Deimos sind jetzt Backbord!«

Der Kapitän trat Augen reibend auf den Gang, zog mit tapsenden Bewegungen feste Plünnen an und folgte dem Matrosen an Deck.

Leewärts lag jetzt der Mars, eine blutig rote, riesige Kugel. Sein Licht ließ das Deck rötlich erglühen. Der eiförmige Körper von Phobos, einem der beiden Monde, schob sich kurz darauf bedenklich nah vor die HMS *Pequod*. Deimos, der kleinere Trabant, befand sich noch weitgehend im Rücken des Roten Planeten, aber es würde vermutlich nicht mehr lange dauern, bis auch er ganz sichtbar werden würde. Die Mars-Trojaner, Asteroiden auf einer stabilen Umlaufbahn an den Lagrange-Punkten L<sub>4</sub> und L<sub>5</sub>, blitzten im schwachen Licht der geschrumpften Sonne.

*Welch ein außergewöhnlicher Anblick*, dachte der Kapitän.

Der Zweite Steuermann, Christopher Pine, rief vom Poopdeck zu ihnen hinunter. »Sir, wir werden über Ätherfunk gerufen! Die MS *Utopia Planitia* entbietet ihre Grüße. Sie haben von unserer Jagd auf das Kometentier gehört und wollen sich uns anschließen.«

»Aye! Das konnte wohl nicht ausbleiben«, erwiderte der Kapitän missmutig. »Aber wir werden es ihnen nicht leicht machen! Wecken Sie die Matrosen und die Offiziere der Morgenwache, lassen sie alle Segel setzen! Das Rennen ist noch nicht entschieden, und wir haben bereits einen Vorsprung. Es wäre doch gelacht, wenn wir nicht ein brauchbares Startfenster bekommen und das Kometentier vor diesen hochnäsigen Kolonisten fangen würden! Schicken sie Männer hinunter in die Last, man soll eine Extraportion Rum an Deck bringen – als Belohnung, wenn es uns gelingt,

der *Utopia Planitia* davonzusegeln!« Er lachte. »Alle Mann in die Wanten!« – »Aye, aye, Kapitän!«

Und so beeilte sich die *Pequod*, den riesigen Mars zu umrunden, um Schwung zu holen für den Sprung zu den äußeren Planeten.

Schließlich war es geschafft, die *Utopia Planitia* blieb zurück und wurde zusehends kleiner, während die *Pequod* mit vollem Schub den äußeren Planeten entgegenteilte.

Jupiter lag bereits ein geraumes Stück zurück, da sichtete einer der Matrosen im Krähennest, es war Mr. Henry A. Mulhouse, das seltene Kometentier. Saturn war in diesem Augenblick bereits zu einer großen, bleichen Scheibe angeschwollen und lag auf elf Uhr. Seine faszinierenden Ringe glitzerten frostig und abweisend.

Die Besatzung wurde in Alarmbereitschaft versetzt, die Raketenharpunen über präzise Gewinde ausgerichtet, und der Kapitän befahl dem Steuermann halbe Fahrt. Für die Offiziere wurde Tee an Deck serviert.

»Nur nichts überstürzen jetzt. Das Kometentier ist launisch«, sagte der Kapitän. »Wenn wir es zu früh aufschrecken, flieht es vielleicht zurück in die Oortsche Wolke. Wenn es erst einmal dort ist, können wir es nicht mehr fangen, weil das Sonnenlicht so tief im Raum nicht ausreicht, um unsere Segel zu befeuern.« Er gab Subalternoffizier Dingle ein Zeichen. »Ich erteile Ihnen hiermit Feuererlaubnis für die Harpunen. Sagen sie den Männern, dass sie die Beute ins Visier nehmen sollen.« Er wandte sich an Steuermann Robert Collins, einen der zuverlässigsten Männer an Bord. »Bringen Sie uns auf 10.000 Faden an die Kreatur heran! Und seien Sie auf der Hut, die Bestie darf uns nicht entdecken.« – »Aye, aye.«

Und dann schlich sich die *Pequod* wie ein Panther auf der Pirsch von hinten an das riesenhafte Kometentier heran, von dem

in diesem Augenblick nur sein silberner Schweif erkennbar war. Der Kapitän stand am Bug, trank seinen Tee, Earl Grey, und beugte sich vorsichtig über das Schanzkleid des Schiffes, um besser sehen zu können. Eine seltsame Unruhe hatte ihn erfasst.

»Sind auf Schussweite heran, Sir!«, rief der Steuermann von Achtern.

Der Kapitän winkte seine Leutnants herbei. »Lassen Sie die Pinassen bestücken. Die Männer sollen mobile Harpunen mitnehmen. Wir machen es auf die alte Art und Weise.«

»Auf die *alte Art und Weise*, Sir?«, fragte Leutnant Gram stirnrunzelnd. »Das ... das ...«

»Keine Sorge, Mr. Gram, das ist schon in Ordnung. Kommen Sie, alter Knabe, spüren Sie nicht auch das Jagdfieber?«

»Ja, Sir! Ganz deutlich, Sir!«, Gram nahm Haltung an, salutierte und eilte davon, um die Beiboote bemannen zu lassen.

Kurz darauf lösten sich die vier Pinassen von der HMS *Pequod* und durchpflügten den dunklen Äther, der sich zwischen Schiff und Kometentier spannte. Doch obwohl sie vorsichtig waren und sich aus einem toten Winkel der Kreatur näherten, wurden sie bemerkt. Das Kometentier entfaltete Teile seiner hauchfeinen segelartigen Haut, streckte sich und glitt lautlos davon, direkt auf den Gasriesen zu.

Der Kapitän ließ die Pinassen ausschwärmen. Die *Pequod* folgte den Beiboote in einem gebührenden Abstand.

»Wir kommen gefährlich nah an das Ringsystem heran«, gab einer der Männer zu bedenken. Es war Mr. O'Reilly, der einzige Ire in der Mannschaft. »Es lockt uns vielleicht in eine Falle. Die Felsen des Ringsystems könnten die Pinassen zerstören!«

Der Kapitän sah auf. »Das Biest ist wahrlich gerissen, Mr. O'Reilly, da haben Sie Recht. Als besäße es Intelligenz. Aber das

ist etwas, das wir ausschließen können. Machen Sie die Harpunen bereit. Feuern sie auf mein Kommando!«

Die schlanken Pinassen eilten im Schub des Sonnenwinds wie Mücken hinter dem Kometentier her und holten es langsam ein. Doch als der Kapitän die Hand zum Feuern hob, tauchte das riesige Ätherwesen in einem flachen Winkel direkt in das weitreichende Ringsystem des Saturns ein und verschwand darin.

»Ausschwärmen!«, befahl der Kapitän. »Es kann noch nicht weit sein. Wir werden es einkreisen und zur Strecke bringen. Haltet nach seinem silbernen Schweif Ausschau!« – »Aye, aye!«

Die Pinassen navigierten vorsichtig durch die schier endlos vielen Bruchstücke eines vor Äonen an den Gezeitenkräften des Saturns zerbrochenen Mondes, und die Schiffsjungen gaben jetzt mit ängstlichen Stimmen die immer geringer werdenden Abstände zu den Felsbrocken an die hoch konzentrierten Steuermänner weiter.

»Ich hasse das, Sir«, sagte O'Reilly mit bebender Stimme, »man sieht ja bald nicht einmal mehr seine eigene Hand vor lauter Gesteinsbrocken.«

Der Kapitän kniff seine Augen zu Schlitzen zusammen. »Alle Maschinen halt! Ich glaube, ich habe es entdeckt!« Er streckte die Hand aus und deutete auf eine kleine Gruppe schwebender Felsen direkt vor ihnen. »Da vorne!«

Die Harpunisten richteten ihre Waffe auf das neue Ziel und warteten auf die Anweisungen des Kapitäns.

»Geben Sie Feuer!«

Die raketengetriebenen Harpunen durchschnitten die Nacht, und als sie ihr Ziel erreichten, explodierten in der Ferne wunderschöne kleine Feuerblumen. Ein unwirtlicher, urzeitlicher Schrei ertönte. Das Kometentier war getroffen. Dann schoss es plötzlich

zwischen zwei Gesteinsbrocken hervor, direkt auf die vier Pinassen zu.

»Beidrehen!«, rief der Kapitän.

»Beidrehen!«, riefen die Männer und die Pinassen krängten, während die Ruder herumgerissen wurden. Doch das Kometentier war schneller. Zwei der vier Pinassen wurden mittschiffs getroffen und brachen auseinander. Die Besatzung wurde davon geschleudert, und die wenigen Überlebenden, die hilflos durch den Äther trudelten, wurden von den herannahenden Gesteinsbrocken des Ringsystems getroffen und allesamt getötet.

Das Kometentier hatte sich inzwischen freigeschwommen und nahm Kurs auf die *Pequod*.

»Folgt der Bestie!«, befahl der Kapitän mit ausdruckslosem Gesicht. Seine Finger waren zu Fäusten geballt. »Ich will es erlegt wissen, bevor es mein Schiff zerstört!« – »Aye!«

Die Pinassen drehten bei und nahmen die Verfolgung auf. Das Ätherwesen hatte sich einen beachtlichen Vorsprung herausgearbeitet, und so konnten der Kapitän und seine Männer nur mehr stumm mit ansehen, wie die Kreatur die HMS *Pequod* mit voller Wucht rammte und ein riesiges Loch in den hölzernen Rumpf riss. Nur der Größe des Schiffes war es zu verdanken, dass es nicht vollständig auseinanderbrach. Das Kometentier, das immer noch wilde Schreie von sich gab, flog eine Kurve und kam zurück, um sein Werk zu vollenden. Die Pinassen waren noch nicht in Schussweite, und auf dem Mutterschiff saß offenbar der Schock tief, denn kein Harpunist feuerte seine Waffe ab.

In diesem Moment glitt ein fremdes Schiff heran und ehe das Kometentier in Angriffsposition drehen konnte, wurde es von vier Harpunen getroffen. Es gab ein letztes, markerschütterndes Stöhnen von sich, dann herrschte Ruhe im Äther.



Die MS *Utopia Planitia* schwebte majestätisch zwischen der HMS *Pequod* und den beiden verbliebenen Pinassen.

»Ahoi, Erdbewohner! Wir grüßen euch! Das Kometentier ist erlegt!«, ertönte die Stimme des marsianischen Kapitäns über Ätherfunk. »Eine wahrlich schöne Jagd, aber nun wird es Zeit, dass wir heil nach Hause kommen.«

Das marsianische Schiff ging längsseits und sammelte die beiden verbliebenen Pinassen ein, dann wurden die *Pequod* und das tote Kometentier ins Schlepptau genommen. In den Stunden bis zum Erreichen des Rendezvouspunktes Enceladus, saßen die beiden Kapitäne bei mehreren Gläsern marsianischen Whiskys zusammen und waren sich einig, dass es der Besatzung der HMS *Pequod* unbenommen bleiben sollte, die Beute erlegt zu haben, und ob dieser selbstlosen Haltung der Marsianer, hellte sich das finstere Gemüt des Erdkapitäns auf und er schwor, dass er nie wieder etwas Abfälliges über die marsianischen Brüder sagen würde.

Am Ende schaffte es die HMS *Pequod* nicht mehr ganz nach Hause und verglühte vollkommen steuerungsunfähig in der Erdatmosphäre wie ein Zündholz, während seine Besatzung vom Aussichtsdeck der MS *Utopia Planitia* dem Schiff das letzte Geleit gab.

»Da geht sie dahin«, murmelte Commander Binky traurig und nippte an seinem Whisky.

Der Kapitän rümpfte die Nase. »Ja, was für ein Jammer, Binky. Aber uns bleibt immer noch das erlegte Kometentier. Die Marsianer überlassen uns den Triumph. Stellen Sie sich vor, man wird uns auf Monate hinaus feiern.«

Binky summte leise vor sich hin und wippte mit den Füßen.

»Was werden Sie jetzt tun, Commander?«, fragte der Kapitän nach einer Weile. »Bleiben Sie dem Ætherraum treu?«

Binky schüttelte den Kopf. »Das war genug für ein ganzes Leben, Sir. Einen wahrhaft prall gefüllten Sack voller Geschichten habe ich jetzt für meine Enkelkinder. Mit Verlaub, Sir, vielleicht fahre ich in Zukunft doch lieber zur See. Mein Schwager ist bei der Marine. Er hat Beziehungen ... Sie wissen schon ... vielleicht kann ich auf einem dieser neumodischen dampfbetriebenen Segelschiffe anheuern. Intelligente Riesenkalamare jagen oder mit einem Tauchboot die unterseeischen Städte im Pazifik aufsuchen. Das wäre ein Spaß!«

ENDE

## SEAN O'CONNELL



*Sean O'Connell ist in Cromer, England, geboren und in London und Lindau am süddeutschen Bodensee aufgewachsen. Derzeit wohnt er in Ravensburg/Weingarten.*

*Das Schreiben und Arbeiten im künstlerischen Bereich hat ihn von Anfang an begleitet: Radiomoderator und Redakteur, Mitinhaber einer Videoproduktionsgesellschaft und ab 1998 Redakteur bei einer österreichischen Landeszeitung. 2001 wurde er Leiter einer in Österreich und Süddeutschland tätigen Werbeagentur und wechselte schließlich 2002 in die Computerbranche.*

*2005 begann er mit dem Schreiben an dem phantastischen Genre-Crossover-Roman »Tír na nÓg«. Das Hörbuch ist 2010 im Action-Verlag erschienen, die Printversion wird Ende 2011 im ACABUS-*

*Verlag publiziert, und die Geschichte wird eine Fortsetzung mit »Túatha Dé Danann« erfahren. Darüber hinaus hat er auch noch zahlreiche Kurzgeschichten verfasst, von denen eine Reihe in der eBook-Storysammlung »Verloren im Intermundium« (Chichili-Satzweiss-Verlag) erhältlich sind.*

<http://wortwellen.wordpress.com>

# LILLYS ZUKUNFT

Andreas Dresen

**D**u gehörst mir!« Eugene strich Lilly durch das kurze blonde Haar, bevor er sie fest im Nacken packte und zu sich zog. Sein Gesicht kam so nah, dass Lilly die kleinen Schweißtropfen auf seiner Stirn sehen konnte. »Vergiss das nicht. Du bist mein Eigentum. Also hast du deinen Beitrag zu leisten, klar?«

»Ja, Eugene.« Lilly hielt seinem Blick kurz stand, dann wollte sie den Kopf abwenden, doch Eugene hielt sie fest. Als sie einander ansahen, hörten sie das Stampfen der Maschinen, das sonst nur als Hintergrundgeräusch wahrnehmbar war, laut und deutlich in der Stille. Auf der untersten Ebene des Raumschiffs *Kleine Hoffnung* war es feucht und stickig. Die Luft wurde nur unregelmäßig ausgetauscht, da die wenige Energie die übrig geblieben war, für das Kolonistendeck genutzt wurde.

Eugene hatte seine Schiebermütze weit in den Nacken geschoben, so dass sein verschwitztes Haar zum Vorschein kam. Sein fadenscheiniger Anzug und das weiße, kragenlose Hemd waren eigentlich viel zu warm für diese Umgebung, aber Eugene achtete stets auf sein Aussehen. Der erste Eindruck zählt, sagte er immer wieder zu Lilly, und wenn ich jemandem dafür eine blutige Nase schlagen muss.

»Und jetzt mach dich ein bisschen hübsch«, sagte er. »Die Reise geht bald zu Ende und ich habe nicht vor, mit leeren Händen in der Kolonie anzukommen. Das ist unsere große Chance, die werde ich mir nicht vermasseln lassen. Ich würde meinen rechten

Arm dafür geben. Dann haben wir ausgesorgt!« Er ließ sie los. Lilly stolperte zurück und strich sich das einfache Kleid glatt. Der Ausschnitt zeigte etwas mehr nackte Haut, als es der aktuellen Mode entsprach. Das sonst übliche Korsett hätte ihrer fülligeren Figur sicher eine schmalere Form verliehen, doch Eugene war es lieber so. Es sprach die Kunden mehr an. Auf der unteren Ebene war man eine direkte Sprache gewohnt.

Trotzig streckte Lilly ihr Kinn nach vorn, so dass ihr zum Bubi-kopf geschnittenes Haar nach hinten schnellte.

»Es ist noch gar nicht sicher, ob wir überhaupt aufgenommen werden.«

»Eben. Und ich will die Wahrscheinlichkeit, dass wir abgewiesen werden, minimieren.« Er griff in seine Brusttasche und zog ein Bündel grüner Geldscheine heraus. Geschickt fächerte er sie auf und wedelte damit vor Lillys Nase herum. »Also, an die Arbeit.«

\* \* \*

Johann saß ungeduldig auf dem Barhocker und starrte die Tür an, hinter der Eugene vor Minuten verschwunden war. Heiße Wut brodelte in ihm und es fiel ihm schwer sitzen zu bleiben. Am liebsten hätte er noch einen Whiskey getrunken, aber er wusste, dass er ihn nicht vertragen würde. Außerdem wollte er nüchtern sein, jede Minute mit Lilly genießen können, denn die Zeit mit ihr war teuer erkaufte und viel zu wenig. Doch das würde sich ändern. Er verachtete Eugene, mit seiner schlechten Haut, seinem rüpelhaften Benehmen und seinem überheblichen Chauvinismus. Doch er war der einzige Weg zu Lilly. Und wenn Johann diesen Weg gehen musste, wollte er auch ihren Beschützer ertragen.

In einer Ecke saß ein betrunkenener alter Mann, der auf seinem Banjo spielte und zahnlos versuchte, ein Volkslied zu singen. Die Menschen um ihn herum ignorierten ihn genauso wie sie Johnny ignorierten. Es war nicht ungewöhnlich, dass sich Herren der oberen Decks unten heimlich amüsierten. Sie waren der Geldhahn, an dem hier viele hingen. Eine andere Tür öffnete sich, und eine junge Frau mit asiatischen Gesichtszügen verließ mit einem Tablett voller Pfeifen den zweiten Hinterraum. Johnny hasste die Personen, die sich dort hinein begaben. Er hatte gesehen, wie die Menschen sich unter Opium veränderten. Seine Schwester war dem Rauschgift verfallen gewesen - ein unschätzbare Verlust für die Gemeinschaft. Ihre Bildung war ausgezeichnet, man hatte sie gar als Multiplikator auserwählt. Es war vorgesehen worden, dass sie als Mutter ihre Quote übererfüllen sollte – und so die Stellung der Familie in der Kolonie zu stärken. Doch sie hatte sich lieber umgebracht.

Der Kapitän hatte danach eine Razzia durchführen und die Schlafdroge verbieten lassen. Fast eine halbe Tonne Rohmaterial hatte man gefunden und der Maschine übergeben.

Johann fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Ihm würde das nicht passieren.

Er litt unter der entsetzlichen Wärme. Sein Apartment auf dem Kolonistendeck war viel kühler, ein Großteil der Energie, die die Maschine ihnen spendete, kam dem Komfort und dem Leben auf dem Oberdeck zu Gute. Johann fuhr sich mit dem Finger unter den hohen Stehkragen, der durch die schwarze Fliege an seinen Hals gedrückt wurde. Wenn er erst einmal bei Lilly wäre, würde es angenehmer werden.

Heute würde er wagen, dachte er. Jetzt öffnete sich endlich die Türe zu Lillys Raum und Eugene trat heraus. Johann stand auf. Sein Magen fühlte sich flau an. Heute würde er es wagen. »Schnell, noch einen Whiskey«, herrschte er den Barmann an und legte eine Münze auf den Tresen. Bis Eugene bei ihm war, hatte er den billigen Fusel hinunter gestürzt. Dann nahm er seinen Zylinder, setzte ihn auf und griff nach seinem Spazierstock aus dunklem Holz, in dessen Griff ein Elefantenkopf geschnitzt war. Als Johann seine Finger über den Kopf gleiten lies, fühlte er sich wieder sicherer. Er war wie ein Elefant, dachte er oft. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, würde er gegen alle Widerstände durchführen. Und er hatte einen Plan.

Eugene streckte ihm die Hand entgegen, die Johann ergriff und ihm dabei die Geldscheine übergab, die vereinbart waren.

\* \* \*

»Liebst du mich, Johnny?« Lilly lag neben dem jungen Mann und streichelte langsam seine nackte Brust. Dieser nahm eine von Lillys billigen Zigaretten und steckte sie sich an.

»Und wie.« Er richtete sich auf und zog Lilly mit sich. Dabei verrutschte das Laken, das sie bedeckt hatte, doch Johnny bemerkte es nicht. »Komm mit mir. Wir werden einen Weg finden. Ich habe Zukunft. Ich brauche eine Frau! Man erwartet mich bereits auf der Kolonie. Als ich nach meiner Geburt ausgewählt wurde, habe ich diesen Posten auf Lebenszeit erhalten. Es wird dir an nichts mangeln.«

»Eugene wird mich nicht gehen lassen.« Lilly schaute wieder zu Boden. In ihren Augen sammelten sich Tränen.

»Ich werde das regeln.« Aufgeregt sprang er auf. Nur mit seinen langen Unterhosen bekleidet, schritt er energisch durch das



Zimmer. Er griff seinen Spazierstock und fuchtelte damit unbeholfen in der Luft herum.

»Wie?«

»Meine Familie hat Geld. Und Einfluss.« Johann dachte daran, wie sein Vater auf die Pläne reagiert hatte. Doch er verschob den Gedanken, er würde es auch alleine schaffen.

»Das wird alles nichts nützen.« Lilly schüttelte den Kopf. »Er wird mich nie ganz aufgeben. Er wird immer wieder kommen.«

»Wir könnten auf ein anderes Schiff umsiedeln. Die *Ein langer Weg* ist noch in Reichweite.«

»Er wird uns finden.«

»Verdammt«, fluchte er. »Wenn ich doch nur zur Polizei ausgesucht worden wäre. Dann könnte ich etwas gegen ihn unternehmen. Aber so ... wenn wir erst auf den Kolonien wären, würde ich über mehr Macht verfügen. Vielleicht könnte Vater ... er hat Beziehungen zum Gouverneur ...«

»Willst du deine Eltern wirklich darum bitten?«

Johann sank entmutigt auf einen Sessel. »Nein, das würde er nicht verstehen. Sie machen mir jetzt schon genug Vorwürfe.«

»Hast du es ihnen erzählt.«

»Noch nicht ganz. Aber das werde ich tun müssen. Seit dem Tod meiner Schwester setzen sie ihre ganzen Hoffnungen auf mich.«

»Ich muss frei sein, Johnny, bevor ich mit dir kommen kann.«

»Dann gibt es nur noch einen Weg ...«

Sie nickte ihm zu. »Ja ... genau.«

»Dann ...« Er weigerte sich, es auszusprechen. Ihre Hand fuhr an seinem Hals lang. Sie drückte ihre Brüste gegen seinen Arm.

»Dann ...?«

»Dann werde ich Eugene töten müssen ...«

## ZWEI

Johann schritt gedankenverloren durch die Gänge des Kolonieschiffs Kleine Hoffnung. Der Frachter war groß genug, um nicht zu vielen Leuten über den Weg zu laufen, die einen kannten – und das, obwohl er schon seit fast zehn Jahren auf dem Raumschiff lebte. Die Kleine Hoffnung war ein hoffnungslos überfrachtetes Kolonieschiff. Die sechs riesigen Dampfmaschinen, die tief im Inneren verbaut waren, hatten damals genug Druck aufgebaut, um das Schiff, das im Orbit der Erde zusammengesetzt worden war, in die richtige Richtung zu bringen. Dabei hatten sie fast zwei Drittel der Kohle- und Energievorräte verbraucht, mit der die Kleine Hoffnung gestartet war.

Johann lehnte sich mit der Stirn an eins der dicken Fenster und sah hinaus in die Dunkelheit. Die ferne Sonne schien immer noch gleichmäßig auf das Schiff, das sich langsam um die eigene Achse drehte. Durch die Rotation des Rumpfkörpers erzeugte die Maschine, tief im Inneren, die Schwærkræft - die Macht, die alles zusammenhielt.

Er sah den Ring aus Glaskugeln, die um das Schiff herum, einer Perlenkette gleich, angebracht waren. Sie beinhalteten die großen externen Gärten, die mit einer dünnen Versorgungsschleuse mit dem Hauptschiff verbunden waren. Er wusste, weiter hinten, außer Sichtweite, hing der letzte Kohlentender. Die ersten zwei waren bereits kurz nach dem Start der Reise abgeworfen worden. Die anderen waren dem Unglück zum Opfer gefallen, als sie in einen Asteroidenschauer geraten waren.

Die Energiemenge war vor dem Start genau ausgerechnet worden. Den benötigten Schub erhielt die Kleine Hoffnung durch die riesigen Sonnensegel, die den Sonnenwind fingen und so das

Schiff vorantrieben. Die gedrosselten Maschinen hingegen sollten die Menschen am Leben erhalten und jeglichen Komfort an Bord sicherstellen. Das stampfende Geräusch der Kolben war der Herzschlag des Schiffes. Sollte es eines Tages verstummen, würden sie alle erfrieren.

»Die Raumfahrt steckt noch in den Kinderschuhen«, sagte sein Vater immer wieder, wenn er die primitiven Maschinen sah, die das Leben an Bord ermöglichten. Und doch war er stolz, bei diesem Projekt als leitender Ingenieur an Bord sein zu können. Er setzte große Hoffnungen in Johann, war ihm doch ein hervorragender Posten in der Kolonialverwaltung sicher. Der Vater hoffte, dass sein Sohn eine schnelle und zügige Karriere hinlegen würde. Als Beamter per Geburt würde er auf Lebenszeit versorgt sein, das gleiche galt für seine Frau und die Kinder bis zum Erwachsenenalter.

Aber was habe ich davon, dachte Johann, wenn ich nicht mit meiner Liebe zusammen sein kann. Er dachte an Lilly und sein Herz wurde ihm schwer. Wie sollte er erfüllen, was er ihr versprochen hatte?

Ein Duell, dachte er. Er drückte den Rücken durch und stellte sich gerade hin. Das war eines Ehrenmannes wie ihm würdig. Jeder eine Pistole, morgens um sechs, hier auf der Promenade, oder meinetwegen auch unten auf dem Unterdeck. Oder in den Gärten, mit Blick auf die gewaltigen Sonnensegel und die vorbeiziehenden Sterne. Jeder einen Schuss. Johann glühte vor Aufregung, als er sich vorstellte, wie Lilly ihm dankbar um den Hals fallen würde, voller Bewunderung für seinen Heldenmut und sein großartiges Augenmaß. »Deine Hand hat noch nicht einmal gezittert«, würde sie hauchen und ihm einen Kuss geben. In der Kolonie würde sie seine Frau sein und ihm Kinder schenken, die Macht der Familie stärken.

Wenn er nicht vorher verhaftet würde. Duelle waren, auch für Kolonisten, seit den Unruhen im Jahre sechs der Reise verboten worden und wurden mit dem Tode bestraft. Das gleiche galt für das Tragen von Waffen.

*Wie soll ich ihn denn töten, wenn ich keine Waffe nutzen darf?*, heulte es in Johann auf und er ging entmutigt die Promenade weiter entlang. Als er von Ferne einen Freund erkannte, bog er schnell in einen Seitengang ab, der ihn wieder hinunter brachte in die Maschinenebene. Er hatte lange genug auf dem Schiff gelebt, um die meisten Bereiche zu kennen.

Dann stand er vor der Tür, die zum Maschinendeck führte. Die schwere Stahltür war gerade so groß, dass man gebückt hindurchsteigen konnte. Große Nieten verstärkten die Seiten und in der Mitte der Tür, direkt unter dem Schild »Zugang verboten«, ragte das wuchtige Ventilrad aus dem Stahl heraus. Vorsichtig drehte Johann daran. Sofort hörte er das zischende Geräusch als der Druck entwich. Dann schienen mächtige Riegel durch neuen Dampfdruck zur Seite geschoben zu werden, klackend griffen Zahnräder ineinander und mit einem leisen »Pfff« bewegte sich die Tür.

Der Lärm überflutete ihn, als er die kleine Schleuse zum Maschinendeck aufzog und hindurch schlüpfte. Kurz sah er sich um, konnte aber keinen der Machinaisten sehen.

Das Maschinendeck war die Heimat der Machinaisten, selten sah man sie auf den anderen Ebenen, außer zu offiziellen Anlässen, wie dem Gottesdienst, den sie regelmäßig gaben.

Langsam und vorsichtig ging er über den schmalen Steg, der ihn durch die lange Röhre führte. Die Luft war heiß und stickig. Das wenige Licht schien von kleinen Lampen zu kommen, die in die Wände eingelassen waren, doch womit sie gespeist wurden, konnte er nicht erkennen. Überall schien sich etwas zu bewegen.

Riesige Schrauben wälzten sich durch eine träge Flüssigkeit, schoben sie durch das komplexe Rohrsystem, das hier seinen Anfang nahm und sich wie Blutgefäße durch den gesamten Schiffskörper zogen. Stampfend fuhren Kolben auf und nieder, angetrieben durch den Dampf, der in den Kesseln erzeugt wurde. Damit die ewigen Feuer der Kleine Hoffnung nicht erloschen und das ganze Schiff in einen tödlichen Eispanzer gehüllt wurde, benötigte es permanenten Nachschub mit Brennmaterial. Johann sah von seinem Steg hinab in die Tiefe des Maschinendecks. Unter ihm rauschte unablässig das Förderband, das die Kohle aus dem Rauntender nach vorn zu den Maschinen brachte. Im Moment war nur ein Förderband aktiv, doch sobald die Kleine Hoffnung in die Nähe der Kolonie käme, würden alle Maschinen wieder hochgefahren und die Förderbänder würden mit maximaler Leistung die letzten Energiereserven transportieren. Doch soweit war es noch nicht.

Johann spürte das Hämmern der Kolben tief in seinen Eingeweiden. Hier war er gerne, wenn er nachdenken musste. Die rauch- und ölgeschwängerte Luft benebelte sein Hirn und besänftigte seine Gedanken.

Als er weiter ging, um zum nahegelegenen Aufstieg in die Kolonistenebene zu gelangen, blieb er schließlich noch einmal stehen. Er betrachtete die großen stählernen Walzen, die die Kohlebrocken zertrümmerten und in kleine, gleichgroße Stücke hackten. Riesige Hebel bewegten die Zahnräder, die die Rollen in einer gleichmäßigen, unabdingbar brutalen Bewegung hielten. Nichts und niemand konnte dieses Uhrwerk stoppen.

Alles was hier in die Räder gerät, wird zermalmt, dachte er. Wenn hier ein Mensch hineinfliegen würde ...

»Im Namen der Maschine und der Schwærkræft. Was machen Sie denn da?« Ein Machinaist hatte sich Johann genähert. Es war zu spät, um einfach wegzulaufen, und auch die überhebliche Arroganz der oberen Klasse, mit der Johann normalerweise auf Überraschungen zu reagieren pflegte, war hier nicht angebracht. Die Machinaisten waren die höchste Macht auf dem Schiff, selbst der Kapitän hatte sich ihrem Urteil zu beugen. Sie waren mehr als reine Mechaniker. Sie glaubten an die Maschine. Sie lebten für die Maschine. Das Schiff, die Maschine, das war ihre Religion. Sie hielten Gottesdienste ab, in denen der Maschine gehuldigt wurde. Und es wurde allen Passagieren geraten, bei den Messen anwesend zu sein. Sie waren die letzte Instanz, die Herren über Leben und Tod auf diesem Schiff. Sie waren eine Sekte, eine fundamentalistische Abart des überall aufkochenden Fortschrittsglaubens. Aber sie waren die einzigen gewesen, die den Auftrag angenommen hatten, diese Ladung voller Hoffnungsträger und Verzweifelter zu den Kolonien zu befördern.

Johann nahm seinen schwarzen Hut vom Kopf, als ihn der Machinaist strafend anblickte. Der Maschinenpriester trug einen einfachen, ölverschmierten Overall, der jedoch eine Kapuze besaß, die die Machinaisten zu Gottesdiensten und zur Rechtsprechung über das Gesicht zogen.

»Ich erbitte den Segen und die Gnade der Maschine und der Schwærkræft«, sagte Johann.

»Möge es dir gewährt werden, von der Maschine und der Schwærkræft.«, beantwortete der Machinaist die übliche Grußformel. »Also«, sagte er streng. »Was haben Sie hier zu suchen? Auf diesem Deck besteht Lebensgefahr.« Sein roter Bart zitterte vor echter Entrüstung.

Johann sah wieder auf, blickte hinunter auf die Walzen und schaute dann dem Rotbärtigen wieder in die harten Augen. Ihm war eine Idee gekommen.

»Das war mir bewusst, doch ich kam mit einem Anliegen, das keinen Aufschub duldet. Ich erbitte den Beistand und die Segen der Maschine, denn ich möchte heiraten. Und zwar so schnell wie möglich.«

\* \* \*

»Das kann ich nicht! Das ist unmöglich, Johnny! Eugene hat doch meine Papiere!« Lilly war ganz aufgeregt, als Johann ihr von seinem Plan berichtete.

»Lilly, versteh doch, es gibt keinen anderen Weg. Ich dachte, du liebst mich?«

Die junge Frau sah ihn entgeistert an, dann warf sie sich in seine Arme. »Das tue ich doch auch. Aber ich habe solche Angst. Was geschieht, wenn Eugene das herausfindet?«

»Er darf es nicht bemerken. Stiehl' die Papiere und wir können heiraten.«

»Aber warum so schnell?«

»Ich will, dass du in Sicherheit bist. Für den Fall dass ich sterbe oder erwischt werde – du als meine Frau wirst ein sicheres Leben haben.«

»Wieso bringst du ihn nicht einfach um, Johnny? Erwürge ihn, wie ein Mann. Oder schicke jemanden, der es für dich tut, du hast doch Geld!«

»Ich werde niemanden töten! Ich kann es einfach nicht. Aber es wird einen anderen Weg geben. Vielleicht einen Unfall. Doch zuerst müssen wir heiraten. Vertraue mir.«

Lilly sah im tief in die Augen. Johann konnte nichts außer bedingungsloser Liebe darin erkennen.

»Ich werde da sein, Johnny.«

\* \* \*

»Du wurdest für diese Aufgabe ausgewählt, Johann.« Vor den dicken Bleiglasscheiben schoben sich langsam und träge die Sterne dahin, während der Vater seinen Monolog beendete. Es war angenehm kühl im Salon, die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit wurden durch ein ausgeklügeltes System von Röhren und Lüftungsschächten in der Decke und den Wänden auf einem konstanten Wert gehalten, damit die Bücher, die sich an den Wänden in den hohen Regalen aneinanderreiheten, keinen Schaden nahmen. Hier hatte er einen Großteil seines Lebens verbracht, hatte gelesen, gelernt und aus dem Fenster gesehen. Alles, was er wusste, hatte er von seinem Privatlehrer gelernt und aus den Büchern seines Vaters. Aus ihnen wusste er, wie er sein Leben gestalten wollte und wie man sich als Held zu benehmen hatte. So wie Phileas Fogg seine Aouda in Jules Vernes »In achtzig Tagen um die Welt« vom Scheiterhaufen der Brahmanen rettete und aus Indien mit ins zivilisierte London nahm, so wollte er seine Lilly den Klauen Eugenes entreißen und entführen in ein besseres Leben an seiner Seite in den Kolonien. Kein Widerstand, keine Gefahr waren zu groß, um dieses edle Ziel zu erreichen. Dass sich sein Vater um die Details kümmern musste, störte Johann nicht mehr. Denn auch Phileas Fogg wäre ohne seinen Diener Passepartout wahrscheinlich noch nicht einmal über den Ärmelkanal gekommen.

»Wir sind nur auf diesem Schiff, um dir diesen Weg zu ebnen«, fuhr sein Vater fort. Sein weißer Backenbart betonte sei-



ne vom Whiskey und dem Alter rot gefärbte Haut. »Du wirst eine wichtige Persönlichkeit in der Kolonie werden.«

»Ich weiß. Und ich bin euch dankbar. Wirklich.«

»In der Kolonie wird dich ein gutes Leben erwarten.«

»Ich möchte es mit Lilly teilen.«

»Lilly. Was ist das für ein Name?!« Sein Vater schnaufte abfällig. Doch Johann wusste, dass er am Ende nachgeben würde.

»Kann ich nicht selbst über mein Leben bestimmen?«, erwiderte er trotzig, denn er hielt es für seine wichtigste Pflicht, seinen Plan vor allem gegen seine Eltern durchzusetzen. Sie standen für all die Zweifler, die es zu überwinden galt.

»Doch, das kannst du. Aber ich hätte mehr von dir erwartet.«

Johann blickte zu Boden. Der weiche Teppich im Salon des Vaters dämpfte ihre Stimmen. Schwer hin der Zigarrenrauch in der Luft, wirkte herbe neben dem süßlichen Aroma des Cognacs, dem der Vater zusprach.

Johann hatte sich immer gewünscht, den folgenden Satz nie sagen zu müssen. Aber Lilly war wichtiger. Er wollte sie haben, sie retten. Das allein zählte.

»Wirst du mir helfen?«

»Was ist sie für eine Person?«

»Sie lebt auf dem Unterdeck. Doch sie hat einen tadellosen Charakter.«

»Was hat sie dann mit Eugene zu schaffen?«

»Du kennst ihn?« Johann war wirklich überrascht. Obwohl es nicht unüblich war, dass die Herren seiner Klasse sich auf dem Unterdeck vergnügten, hätte er es von seinem Vater nicht erwartet.

»Vom Namen her. Ich bin leitender Ingenieur des Schiffes, ich muss Bescheid wissen, was hier vor sich geht.«

»Also, hilfst du mir?« Es lastete schwer auf Johann, dass er einen Menschen töten sollte. Doch wenn es einen Unfall geben würde ... Eugene bräuchte niemals gefunden werden, die Walzen würden das erledigen. Aber er würde das nicht selbst erledigen. Nach der Hochzeit würde Eugene einfach verschwinden. Er hatte überlegt, mit der Hochzeit zu warten, aber das hätte er nicht ausgehalten. Er wollte Lilly und zwar sofort.

»Und du bist sicher, dass sie dich will und nicht dein Geld?«

»Sie ist schwanger.«

»Von dir?«

»Ja.« Johann hoffte, dass das die Wahrheit war. Aber er war bereit es als solche zu akzeptieren, da es seiner Vision dienlich war.

»Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Johann stand auf und nahm des Vaters Hände. »Danke!«, strahlte er erleichtert.

\* \* \*

Ein halbes Dutzend Machinaisten hatten sich versammelt, um der Zeremonie beizuwohnen. Der rothaarige Machinaist, den Johann um die stille Hochzeit gebeten hatte, sang leise und im Rhythmus des vorbeiziehenden Förderbandes. Er hatte seine Kapuze über den Kopf gezogen und hielt den Kopf gesenkt. In seinen Händen ruhte eine kleine Gaslaterne, die oft für die Reparaturen in den dunklen und unbeleuchteten Gegenden des Schiffs benötigt wurde. Schließlich verstummte er und sah Johann und Lilly an, die vor ihm knieten.

»Bei der Maschine und der Schwærkræft. So wie diese Flamme Licht in die Dunkelheit der Maschine bringt, soll sie euch erleuchten und eure Motive erhellen.« Er stellte die Lampe zwischen die

beiden. Dann zog er ein kleines Kästchen aus den Taschen seines Overalls. Er öffnete es, und drehte an einem kleinen Schlüssel. Es knarrte und knarzte, doch als das Uhrwerk aufgezogen war, begann das Kästchen leise zu ticken.

»Als Zeichen, dass die Maschine immer bei Euch ist, dass sie Euch am Leben erhält und dass sie für Euch sorgen wird, empfängt nun dieses Uhrwerk. Geht in Euch. Ein heiliger Ablauf hat begonnen, den niemand aufzuhalten vermag. Dreimal wird das Uhrwerk läuten, im Abstand von einer Minute. Wenn die Maschine so ihr Einverständnis gegeben hat und ihr dann immer noch beide nebeneinander in Eintracht kniet, dann seid ihr Mann und Frau, für die Welt, das Schiff und alle Kolonien, die unter den Sternen warten.«

Johann hörte auf das leise Ticken des Uhrwerks. Es war beruhigend und aufregend zugleich. Drei Minuten, hundertachtzig Sekunden trennten ihn noch von ihr. Sein Atem ging schneller, seine Brust bebte. Mit jedem Herzschlag kam sie ihm näher, dachte er. Er blickte auf und sah sie an. Sie lächelte. Sie trug wieder das einfache braune Kleid, welches das einzige in ihrem Besitz zu sein schien. Er konnte sehen, wie auch ihre Brust vor Aufregung bebte.

Über ihre Haare hatte sie einen einfachen, weißen Schleier gelegt, der ihre Augen verdeckte. Johann konnte es nicht abwarten. So oft hatte er schon bei ihr gelegen, sie berührt und geküsst, doch heute sollte alles anders werden. Endlich würde sie ihm gehören. Um Eugene würde er sich danach kümmern.

Ein leiser Gong ertönte. Johann blickte auf und sah das Kästchen an. Die erste Minute war bereits verstrichen. Noch hundertzwanzig Sekunden.

»Habt ihr geglaubt, ich lasse mich so einfach reinlegen? Verraten? Da habt ihr Euch geschnitten.« Eugenes Stimme schnitt durch die Stille des Maschinendecks.

Johann fuhr auf, Lilly kreischte. »Das wagst du nicht«, knurrte Johann den Zuhälter an.

Doch der ignorierte ihn und zeigte mit dem Finger auf die Frau. »Lilly, komm her. Sofort.«

Johann legte seine Hand auf ihre Schulter und drückte sie zurück auf den Boden. »Nicht«, sagte er. »Noch zwei Minuten, dann kann er uns nichts mehr.«

Doch Eugene lachte. »Du dummer Junge. Was denkst du dir denn? Sie gehört mir, wird immer mir gehören. Sie mag zwar deine Frau sein, aber ich werde dafür sorgen, dass du für sie blechen musst, wenn du sie besteigen willst. Und nicht nur du. Sie ist mein bestes Pferd im Stall, das lass ich mir von dir nicht wegnehmen.«

In Johann kochte der Zorn hoch. Der Gedanke, dass Lilly mit anderen Männern ... dann wäre alles umsonst gewesen. Die heimliche Hochzeit, die Erniedrigung durch den Vater. Ein zweiter Gong ertönte und Johann zwang sich zur Ruhe. Noch eine Minute. Den Rest würde sein Vater regeln. Doch Eugene schien seine Gedanken lesen zu können.

»Du Träumer! Unselbstständiges Kind, das du bist. Dir wurde alles in die Wiege gelegt. Andere müssen um ihr Leben kämpfen.« Er kam näher, sein Grinsen wurde breiter. »Glaubst du wirklich, Dein Vater könnte das regeln? Mich mundtot machen? Ich lasse mich nicht aushebeln.« Das Uhrwerk tickte weiter, fünfundvierzig Sekunden schätzte Johann. Ruhig bleiben, schalt er sich. Doch Eugene war noch nicht zu Ende.

»Als deine Schwester im Opiumrausch in meinem Hinterzimmer starb, habe ich dabei zugesehen. Danach bin ich zu deinem

Vater gegangen und habe die Schulden eingetrieben, die sie bei mir hatte. Ich hatte ja ihren Leichnam als Pfand.« Eugene grinste. »Die Schande wäre ihm doch zu groß gewesen. Was glaubst du nun, wie er sich verhalten wird, wenn ich durchblicken lasse, welche Vergangenheit die süße Lilly mit in die gute Familie gebracht hat? Trägt sie ein Kind unter dem Herzen? Aber ist es auch deins, Johnny?«

Etwas setzte in Johann aus. sprang auf und stürmte auf Eugene zu. Dieser erstarrte, sein Lächeln gefror zu Eis. Johann rammte ihm die Schulter in den Magen, brüllte auf und schob ihn zum Rand der Brücke. Unter ihnen toste das Förderband vorbei, schob unablässig große und kleine Brocken Kohle in die malmenden Walzen. Eugene ruderte mit den Armen, um sein Gleichgewicht zu halten. Dann, mit einem ungläubigen Gesichtsausdruck, rutschte er langsam und fiel, wie in Zeitlupe, nach hinten. Er fiel, schien einen Moment in der Luft zu verharren, dann stützte hinter auf den endlosen Strom aus Kohle.

Johann sah nicht mehr, wie der Körper aufschlug, weil ihn ein Machinaist mit einem Fluch auf den Boden warf. Lilly schrie auf. Unter ihnen, außer Sicht, knirschte es hässlich weich.

Das Uhrwerk tickte weiter, unbeeindruckt von den Ereignissen.

»Wartet!«, rief Johann, als die hinzugerufenen Machinaisten ihn wegzerren wollten. Mit aller ihm verbliebenen Kraft kämpfte er sich frei, warf sich auf Lilly und klammerte sich an sie. Die Wachen warfen sich wiederum auf Johnny und rissen ihn auf die Beine, zogen seinen Kopf nach hinten und fesselten seine Hände auf den Rücken, bevor sie ihn wieder zu Boden drückten. Johnny kniete neben Lilly. In dem Moment erklang der Gong.

Der leitende Machinaist trat nach vorne und legte Johnny und Lilly die Hände auf den Kopf, dann zeichnete er jedem mit Ma-

schinenöl einen kleinen Kreis auf die Stirn. »Im Namen der Maschine erkläre ich Euch zu Mann und Frau. Ihr seid verheiratet.«

Johnny erschlaffte und gab jeden Widerstand auf.

## DREI

»Man hat nur noch seinen rechten Arm gefunden.« Der Vater stand mit gramerfülltem Gesicht in der Zelle, als die Machinaisten kamen, um Johann zu holen. »Wieso hast du nicht gewartet?«

Johann schwieg, sah seinen Vater nicht an. Das letzte, was er in seinen letzten Minuten vor der Vollstreckung des Urteils hören wollte, waren Vorwürfe.

»Kümmert Euch um Lilly. Ich bitte Euch.«

Der Vater schwieg, und die Machinaisten zogen Johann an der schweren Eisenkette, die seine Hände fesselten hinaus. Mord war das schwerste Verbrechen auf der Kleinen Hoffnung. Jeder Mensch wurde gebraucht in den Kolonien. Und ein Menschenleben auszulöschen bedeutete, die Gemeinschaft zu schwächen. Paradoxerweise wurde man dafür mit dem Tode bestraft.

Es waren viele zur öffentlichen Hinrichtung gekommen. Der große Saal unter der Sternenkuppel war gut gefüllt, als man Johann hineinführte. Schlagartig wurde es still. Die Machinaisten stellten Johann auf eine Luke im Boden. Er schluckte und schloss die Augen. Er spürte die Maschine unter seinen Füßen rumoren. Jetzt stand er direkt über der Brennkammer. Darin war das Feuer, das den Kessel heizte. Das Feuer, das sie alle am Leben hielt in dieser brutalen Dunkelheit des Universums. Johann blickte noch einmal nach oben, sah durch die Glaskuppel die großen Segel, in

denen sich der Sonnenwind fing, um sie zu ihrem Ziel zu tragen. Die Kolonie, die er nun nie erreichen würde. Aber Lilly würde. Schnell suchte er mit seinem Blick ihr Gesicht in den Massen. Er fand sie in der ersten Reihe, kummervoll stützte sie sich auf einen Mann.

»... wirst du dem ewigen Kreislauf der Maschine überantwortet. Wir übergeben deinen Körper der Maschine und der Schwärkraft.«

»Lilly!«, rief Johann verzweifelt. Seine Frau hob den Kopf und lächelte ihn an. Das teure Spitzenkleid ließ ihre Figur plötzlich wieder sehr jugendlich aussehen. Sie wollte zu ihm kommen, doch die Machinaisten hielten sie zurück. Johann wusste jetzt, dass es ihr gut gehen würde. Die Witwenrente böte ihr die Voraussetzung für ein hervorragendes Leben. Lilly lächelte ihm zu und Johann zwang sich ebenfalls zu einem Lächeln. Er straffte sich, als der Machinaist zum Hebel schritt, der die Falltüre öffnen würde.

Der Mann neben Lilly schaute nun auf. Er hob den Arm, oder was davon übrig war, und winkte ihm mit dem Stumpf zu. Johann sah, wie Eugenes Lippen grinsend ein Wort formten: »Danke!«

Bevor jemand etwas bemerkt hatte, war Eugene mit Lilly wieder in der Menge verschwunden. Dann öffnete sich die Luke.

**ENDE**

## ANDREAS DRESEN



*Andreas Dresen, Jahrgang 1975, lebt und arbeitet in seiner Heimatstadt Aachen. Schon immer war er von fremden Welten fasziniert – von der wilden Atlantik-Küste Südirlands genauso wie von den Sagen und Legenden seiner Heimat. Und so findet sich in seinen Kurzgeschichten genauso wie in seinem Debütroman »Ava und die STADT des schwarzen Engels« eine fesselnde, gleichsam skurrile und charmante Mischung aus Fantasy-Elementen, klassischer Mythologie und einem scharfen Blick für die Kuriositäten der Gesellschaft und des Alltags. Im epospresse-Verlag sind inzwischen auch eine kleine Anzahl ebooks erschienen.*

[www.andreas-dresen.de](http://www.andreas-dresen.de)  
[www.epospresse-verlag.de](http://www.epospresse-verlag.de)



# DIE JESAJA-MISSION

Alexandra Keller

*»Niemand zuvor hatte die Menschheit eine so erschütternde Erfahrung gemacht und niemals mehr wird sie eine ähnliche durchleben, es sei denn, dass eines Tages ein anderer Globus auftaucht, Millionen von Kilometern von unserem entfernt und ebenfalls von denkenden Wesen bewohnt. Immerhin wissen wir heute, dass solche Entfernungen theoretisch zu überwinden sind, während die ersten Seefahrer fürchteten, dem Nichts zu begegnen.«*

*Claude Lévi-Strauss, Traurige Tropen*

**A**m 18. November des Jahres 1898 fing Douglas McLoughlin, diensthabender Funker der Äther-Morsestation *Ben Nevis* in den schottischen Highlands, ein rätselhaftes Signal auf. Es war fünf Uhr morgens, Douglas hatte am Vorabend ein paar Gläschen Scotch über den Durst getrunken und sein Schädel fühlte sich an wie ein zum Platzen reifer Kürbis. Douglas griff mit unsicheren Fingern nach einem Bleistift und begann den Funkspruch niederzuschreiben.

Das Signal war schwach und brach hin und wieder ab, trotzdem gelang es ihm, eine wenn auch lückenhafte Folge von Zeichen aufzunehmen. Der Code war ihm fremd. Keines der Luftschiffe der Æthereal Fleet verwendete eine derartige Verschlüsselung. Douglas trug die Zeichenfolge in sein Logbuch ein und leitete den Vorgang weiter an die zentrale Auswertungsstelle in London.

Funkstationen in Deutschland, Frankreich und China fingen von nun an ebenfalls regelmäßig Funksprüche auf, die aus derselben Quelle zu stammen schienen, jedoch andere Zeichensequenzen sendeten. Unter den Geheimdiensten der Großmächte setzte ein Wettlauf um das Entschlüsseln der Funksprüche ein.

In London vermutete man, es handle sich um die chiffrierte Botschaft eines Militär-Luftschiffes, und sandte die aufgefangenen Sequenzen zum Entschlüsseln ins militärische Kalkulatoren-Zentrum in Compton Hall. Hier standen die großen dampfbetriebenen Analysemaschinen, die mit Hilfe von Lochkarten komplexe Rechenoperationen durchführen konnten. Das Militär nutzte sie hauptsächlich zum Deciffrieren feindlicher Funksprüche.

Fünf Analysemaschinen, jede von der Größe eines kleinstädtischen Rathauses, arbeiteten eine Woche unter Volllast an der Entschlüsselung. Sämtliche bekannten Dekodierungs-Algorithmen wurden angewandt. Die Rechenarbeit musste allerdings einmal unterbrochen werden, weil eine Ratte in den Mechanismus von Maschine fünf geraten und zerquetscht worden war.

Schließlich gelang es den Analysemaschinen, eine der Sequenzen zu dekodieren:

»Es wird ... Krachen ... brechen, ... .. und fallen«.

Colonel George Fitzwilliam, Vorsteher des Kalkulatoren-Zentrums saß in seinem Arbeitszimmer und sinnierte über die Bedeutung des rätselhaften Funkspruchs, als Mrs. Hall, seine Haushälterin, den Tee brachte.

Mrs. Halls praktische Erfahrung mit Dechiffrierung beschränkte sich auf das Entziffern der stets unleserlich geschriebenen Metzgerrechnung und der vom Zimmermädchen Lizzy schlampig geführten Wäschelisten. »Sie sollten die Heilige Schrift lieber im Original studieren, Sir«, bemerkte sie in strengem Ton nach einem beiläufigen Blick auf das Blatt, über dem der Colonel brütete. Der Colonel schaute fragend auf. »Jesaja 24«, erklärte Mrs. Hall. Und laut wie die Posaune des jüngsten Gerichtes verkündete sie: »Es wird die Erde mit Krachen zerbrechen, zerbersten und zerfallen«.

Eine weitere Woche verging, dann kam eine hochrangige Gelehrtenrunde aus Äther-Spezialisten, Physikern, Kalkulatoren und Theologen zusammen, um den Funkspruch zu analysieren. Die Experten waren uneins: Die Theologen vertraten die Meinung, der Spruch sei eine direkte Offenbarung Gottes und kündige das Ende der Welt an, während die Äther-Spezialisten die These vertraten, das Signal beweise die Existenz intelligenten Lebens im All. Die Physiker wandten ein, in 30 Jahren bemannter Schifffahrt im Äther habe man noch keine Spur intelligenter Lebensformen gefunden und überdies: warum sollten Außerirdische, falls sie denn existierten, Verse aus der Bibel senden?

Der Vertreter der Kalkulatoren, ein schüchternes Männchen in abgewetztem Gehrock und mit einer übergroßen runden Brille schlug vor, den Funkspruch erneut dechiffrieren zu lassen. Es

könne ja schließlich ein Fehler beim Entschlüsseln passiert sein. Immerhin habe man den Rechenvorgang einer Analysemaschine unterbrechen müssen, da ein organisches Objekt den Mechanismus blockiert habe.

Die Mehrheit der versammelten Experten war jedoch der Auffassung, der Spruch sei eindeutig, ein Fehler bei der Dekodierung könne daher nicht vorliegen.

Schließlich bekam die Presse Wind von der Sache, und damit stand die Regierung unter Zugzwang.

Egal ob Hilferuf eines unbekanntes Æther-Schiffes, Signale einer außerirdischen Lebensform, oder eine direkte Nachricht DES HERRN: es war zwingend notwendig eine Mission ins All zu senden, um dem Ursprung des Signals auf die Spur zu kommen. Da sich die Regierungen Englands, Frankreichs und Chinas nicht über die Aufteilung der Kosten einigen konnten, unterbreitete der bekannte Abenteurer und Analysemaschinen-Millionär Frederick Barrington-Ward der britischen Regierung ein Angebot, das diese nicht ablehnen konnte: die Regierung solle das Schiff und die militärische Besatzung stellen, er werde ein Team hochrangiger Wissenschaftler beisteuern. Überdies versprach er, die Ausrüstung des Schiffes, sowie Löhne und großzügige Boni für die Expeditionsteilnehmer zu finanzieren. Um die Unterstützung der konservativen Kreise Englands zu erhalten, verpflichtete er sich zudem, zwei Plätze auf dem Ætherschiff für Missionare zu reservieren.

Und so startete am 3. Februar 1899 der schwere Kreuzer *Phoenix* unter seinem erfahrenen und im Dienst der Æthereal Fleet in Ehren ergrauten Kapitän Jennings zu seiner großen Fahrt. Im Aufenthaltsraum der *Phoenix* drängten sich die zivilen Teilnehmer

der Expedition um die großen Panoramafenster und genossen mit lautem »Ahh« und »Ohh« das Spektakel des Ablegens.

Die Docks der Æthereal Fleet waren über und über mit lustig flatternden Fahnen und Wimpeln geschmückt. Es war ein Fest. Die Kleider der Damen leuchteten in zarten Pastellfarben, die Herren trugen bunte Einstecktüchlein, Kinder hielten bunte Fähnchen in den von Zuckerwatte verklebten Händchen. Militärkapellen spielten flotte Märsche, ein Chor der Heilsarmee trug freudige Hymnen vor. Fundamentalistische Prediger forderten zu Umkehr und Buße auf angesichts der drohenden Apokalypse. Die Huren aus London und Umgebung machen Extraschichten.

Es wurde bereits dunkel, als die *Phönix* schließlich aufstieg.

Das nächtliche London lag unter ihnen, rote Lampions leuchteten wie Mohnblüten um die Hafenbecken und spiegelten sich vieltausendfach in der Schwärze des Hafenwassers. Salutschüsse dröhnten, die zuckenden Lichtblitze des Abschieds-Feuerwerks erhellten das zerklüftete Gebirgsmassiv der neugotischen Parlamentsgebäude. Bleich und löchrig wie ein vergammelter Cheddar-Käse hing am südlichen Horizont der volle Mond.

Manchmal kam ein besonders großer feuerspeiender Drache oder eines der großen Sternenräder dem Luftschiff so nahe, dass Penelope den Geruch verbrannten Pulvers zu riechen glaubte.

Penelope dachte an die Wasserstofftanks des Luftschiffes, und daran, dass nur eine dünne Hülle aus gummierter Leinwand zwischen ihr und dem freien Fall aus mehreren hundert Fuß Höhe stand. Frederick Barrington-Ward, Mäzen und wissenschaftlicher Leiter der Expedition, schlenderte zu ihr herüber. Lässig lehnte er sich gegen die Fensterbrüstung und hob sein Champagnerglas: »Auf eine erfolgreiche Mission - wen immer wir antreffen«. Penelope lächelte höflich. Ihr Blick fiel auf einen drahtigen Mann mit

militärischem Bürstenhaarschnitt und buschigem grauem Schnauzbart. Seine runden Brillengläser blitzten im Licht der Gaslampen wie übergroße Augen eines nachtaktiven Tiers. Dr. von Todt, Astronom an einer mitteleuropäischen Universität, hatte anhand der aufgefangenen Radiosignale die Zielkoordinaten der Expedition berechnet. Es war ein Punkt in der Umlaufbahn des Mars.

Eine voluminöse Dame in züchtigem Schwarz und vernünftigen Schuhen gesellte sich zu ihnen, ihren verschüchterten Ehemann hinter sich her zerrend. »Ist das Feuerwerk nicht furchtbar gefährlich?«, wandte sie sich direkt an Mr. Barrington-Ward und vermied es, Penelope anzuschauen.

»Aber nein, meine Gnädigste«, antwortete der Millionär, »unsere chinesischen Feuerwerker können die Höhe und Flugbahnen ihrer Feuerwerkskörper genau vorausberechnen. Mit charmanthem Lächeln fügte er hinzu: »Es sei denn, sie wollten uns hochgehen lassen.«

Mrs. Collins, als Gattin eines Missionars auch ausländischen Heiden gegenüber zu christlicher Milde verpflichtet, schien dieser Gedanke zu schaffen zu machen. Mr. Collins wagte einen Blick auf Penelope, ihr glänzendes schwarzes Haar, ihren makellosen elfenbeinfarbenen Teint und die großen dunklen Augen und sagte: »Ethel, meine Liebe, der HERR wird unsere Reise schützen und leiten und er wird uns nähren mit Milch und Honig.« Sein Blick saugte sich an Penelopes Brüsten fest, die durch die hochgeschlossene Uniform noch betont wurden.

Penelope Fairfax, Tochter eines streng atheistischen Mathematikers, der mit der Massen-Produktion billiger Analysemaschinen reich geworden war, hob amüsiert eine Augenbraue.

Ethel und Nathaniel Collins hatten 15 Jahre als Missionare segensreich unter den Heiden Indiens gewirkt und dort feste Grundsätze hinsichtlich des richtigen Umgangs mit fremden Spezies erworben. Aufgrund ihrer überdurchschnittlichen Taufquote waren sie von der Missionsgesellschaft »First Missionary Society for Godly Predestination« ausgewählt worden, den Außerirdischen, die sich ja bereits durch ihren Funkspruch als empfänglich für das Wort Gottes erwiesen hatten, das Licht des Evangeliums zu bringen.

»Was macht eine so hübsche junge Lady wie Sie denn an Bord eines Luftschiffes?«, wandte sich nun Dr. von Todt an Penelope. Sein Englisch hatte einen schwer zu lokalisierenden Akzent. Das »R« sprach er rollend, sein »S« zischelte feucht. Seine vollen Lippen machten kleine nervöse Bewegungen und die Enden seines Schnauzbarts zuckten. Penelope nahm wahr, dass aus den Ohren des Doktors dicke graue Haarbüschel wucherten. In die allgemeine Stille hinein sagte Penelope: »Ich bin die Navigatorin.«

\* \* \*

Attila hatte sich hinter einem Fass mit Pökelfleisch verkrochen. Die Kälte im Frachtraum machte ihm nichts aus, sein dickes Fell schützte ihn. Unter seinen Pfoten fühlte er das Vibrieren der Maschinen. Das Leben als Æther-Hund war leichter, als in den Hundezwingern von Soho, wo er als Welpen die ersten Monate seines Lebens verbracht hatte. Essensreste gab es genug in der Kombüse, und ein geschickter Rattenjäger konnte sich im Frachtraum noch mit zusätzlichem Fleisch versorgen. Doch er vermisste den Geruchswirrwarr der Erde, den Duft nach Gras, Abfall und den Markierungen anderer Rüden. Hier oben gab es weit weniger Gerüche, dafür nahm seine Nase sie intensiver wahr.

Daher war der Mensch ohne Geruch für Attila eine beständige Quelle der Irritation. Der geruchlose Zweibeiner hatte soeben den Frachtraum betreten und bewegte sich zielstrebig zwischen Kisten und Fässern auf eine unscheinbare braune Holzkiste zu. Attila hörte ein leises Quietschen, als er die Kiste öffnete und einige schwere Gegenstände heraus nahm. »Schinken«, roch Attila. Kurz darauf stach der Geruch leicht erhitzten Metalls in seine Nase und seine empfindlichen Hundeohren nahmen ein dünnes hohes Sirren wahr, weit außerhalb dessen, was ein Mensch hören konnte. Ein prägnanter Rhythmus, mehrfach wiederholt. Attila heulte laut auf. Seine Ohren schmerzten. Er schoss hinter seinem Pökelfass hervor und zwängte sich durch eine enge Luke in den angrenzenden Laderaum. Der geruchlose Mensch blieb zurück.

\* \* \*

Die *Phönix* war bereits vier Monate unterwegs, als Penelope Fairfax, Erster Navigations-Offizier, eine Unstimmigkeit beim Abgleich der Schiffkoordinaten mit den Sternenkarten feststellte. Die *Phönix* steuerte zehn Grad außerhalb des vorberechneten Kurses. Penelope korrigierte die Navigation, machte einen Logbucheintrag und informierte Kapitän Jennings. Einige Tage später stellte Penelope fest, dass das Schiff erneut vom Kurs abgekommen war. Niemand von der Besatzung – alle hatten bereits mehrere Reisen im Äther hinter sich – hatte jemals etwas Ähnliches erlebt. Die *Phönix* hätte sich inzwischen im Sternbild des Wassermanns befinden müssen, nach Penelopes Messungen bewegte sie sich jedoch auf Pegasus zu. Das Radiosignal wurde stärker.



Die zivilen Teilnehmer der Expedition erfuhren von den Navigationsproblemen beim Dinner – Lammkoteletts, Sauerkraut und Yorkshire-Pudding. Bislang hatte der Koch keine Veranlassung gesehen, am Proviant zu sparen.

»Wir mussten feststellen, dass bei der Berechnung unserer Zielkoordinaten ein Fehler aufgetreten ist«, leitete der Kapitän das Thema ein. »Das Signal scheint aus dem Inneren von Pegasus zu kommen, nicht von der Umlaufbahn des Mars.« Mr. Barrington-Ward lächelte leichthin. »Dann sollten wir unseren Kurs ändern.« »Aber wie konnte das denn passieren, Kapitän Jennings?«, fragte Mrs. Collins. »Ethel, meine Liebe, die VORSEHUNG wacht über unser Schicksal, wo immer wir sind«, sagte Mr. Collins salbungsvoll. Mrs. Collins verstummte, ihre Miene machte jedoch deutlich, dass sie das Walten der VORSEHUNG in diesem Fall äußerst dilettantisch fand. Dr. von Todt hielt geziert sein Lammkotelett in seinen überaus behaarten Händen und nagte mit großen weißen Schneidezähnen das Fleisch vom Knochen.

Kapitän Jennings versammelte seine Offiziere und die Wissenschaftler zu einer Beratung über das Schicksal der Expedition.

Lieutenant Leigh-Hunt, der erste Offizier, schlug die sofortige Rückkehr zur Erde vor. Eine Verlängerung der Reise stelle ein zu hohes Risiko hinsichtlich Treibstoff und Lebensmittelreserven dar.

Lieutenant Penelope Fairfax, die Navigatorin, riet ebenfalls ab, dem Signal weiter zu folgen. Dr. von Todt hingegen – seine Schnurrbartspitzen vibrierten erregt, und Penelope glaubte einen Moment, auch seine Ohren zuckten – befürwortete eine Fortsetzung der Reise. Es sei zu erwarten, dass die Außerirdischen, die

das Signal sendeten, über ausreichend Ressourcen verfügten, um das Schiff für die Rückkehr auszurüsten.

Kapitän Jennings entschied sich, dem Radiosignal zu folgen.

\* \* \*

Die *Phönix* war nun beinahe 10 Monate unterwegs. Das Signal schien ferner und ferner zu rücken. Das Schiff war weit ins Sternbild des Pegasus eingedrungen und bewegte sich in Richtung des Großen Bären. Attila lebte inzwischen ausschließlich von Ratten. Zum Dinner gab es für die Expeditionsteilnehmer Grütze mit Speckgrieben. Alle paar Tage kam der geruchlose Zweibeiner in den Laderaum und quälte Attila mit flirrenden Pfeiftönen.

\* \* \*

Penelope stand auf der leeren Kommandobrücke. Die Offiziere wohnten der Abendandacht bei. So viele Male in den letzten Monaten hatte sie die Koordinaten neu berechnet. Das Schiff schien jedoch beharrlich seinem eigenen Kurs zu folgen, dem undurchschaubaren Plan eines fremden Willens unterworfen, nicht der peilenden, messenden Kunst der Navigatorin. Penelope schaute hinaus in die geheimnisvolle, lockende Schwärze, sah ferne Gestirne, das Licht toter Sonnen, die ihre rätselhaften Lichtbotschaften ins All sandten. Die Sterne des Pegasus schienen zum Greifen nahe. Südlich strahlte rot der Mars, das ursprüngliche Ziel der Mission. In der Weite des Universums, den unendlichen Räumen des Alls, schrumpften das Schiff, seine Besatzung und ihrer aller Leben auf die Größe von Staubkörnchen zusammen. In der Stille

der von allen verlassenen Kommandobrücke sah Penelope nun die Wahrheit, die seit Wochen darauf wartete ausgesprochen zu werden: Die *Phoenix* war dem Signal zu lange gefolgt. Die Wasser- und Treibstoffvorräte würden noch etwas mehr als zwei Monate reichen. Wenn sie nicht bald einen bewohnbaren Planeten erreichten wo sie Treibstoff, Wasser und Lebensmittel aufnehmen konnten, war das Schiff verloren.

Schritte hinter ihrem Rücken rissen sie aus ihren Gedanken. Frederick Barrington-Ward hatte die Kommandobrücke betreten. »So sieht also die Unendlichkeit aus, Lieutenant Fairfax«, – der Millionär blickte hinaus auf das schillernde Band der Milchstraße. »Warum haben Sie sich für diese Mission freiwillig gemeldet?« Penelope zögerte. Niemand auf dem Schiff hatte sie je gefragt, warum sie, eine junge, reiche Frau mit besten beruflichen Aussichten in der *Æthereal Fleet*, sich zu einer so gefährlichen Mission gemeldet hatte. Für andere wäre ein Platz im Expeditionsteam ein Sprungbrett für einen schnellen Aufstieg gewesen. Wieder andere lockten die phantastisch hohen Prämien, die Barrington-Ward für alle Teilnehmer der Expedition ausgelobt hatte. Die Collins konnten zusätzlich zu den irdischen Reichtümern auch noch mit himmlischem Lohn rechnen, wenn sie die Außerirdischen zum Evangelium bekehrten. Penelope jedoch würde mehr Geld erben, als sie jemals ausgeben konnte und mit ihrem Vermögen hätte sie sich jederzeit eine prestigeträchtige Offiziersstelle kaufen können. Ihr früheres Leben erschien ihr plötzlich klein und unwichtig. Sie dachte an Charles Osgood, ihren Verlobten und daran, dass sie durch die Teilnahme an dieser Mission die unvermeidliche Heirat mit einem ungeliebten Mann hatte aufschieben wollen.

Sie hatte Barrington-Ward in den letzten Monaten als anregenden Gesprächspartner schätzen gelernt. Zum ersten Mal nahm sie ihn nun als Mann wahr. Penelope griff nach seiner Hand und zog ihn an sich. Und während sich ihre Körper aneinander pressten, ihre Lippen zueinander fanden und sie sich im Angesicht der Sterne liebten, sah Penelope mit aller Klarheit, dass sie nicht mehr zurückkehren würden.

\* \* \*

Die Reise dauerte nun schon über ein Jahr. Attila lag im Frachtraum und träumte vom Wohlgeruch der Abfallhalden in Soho, einer wundervoll duftenden schwarzen Hündin und davon, wie er einmal eine Hammelkeule gestohlen hatte. Seine Pfoten zuckten, er bellte leise im Schlaf. Zuweilen gab ihm der Koch ein paar Knochenreste oder einen Zwieback, der zu wurmzerfressen war, um ihn der Mannschaft vorzusetzen. Die Ratten, nun Attilas Hauptmahlzeit, wurden dünn und ausgemergelt. Der ohne Geruch kam immer noch regelmäßig in den Frachtraum.

\* \* \*

Der Funker stellte fest, dass sie sich der Quelle des Funksignals näherten. Am 23. März 1900 fand die *Phönix* in der Umlaufbahn des Sterns Enif die Quelle des Funkspruchs. Sämtliche Mitglieder des Expeditionsteams waren auf die Kommandobrücke geladen, während sich das Schiff dem rätselhaften Objekt näherte. Eine achteckige Kapsel, groß wie eine englische Kathedrale, schwebte im strahlenden roten Licht Enifs. Die Oberfläche bestand aus bläulich schimmernden Metall, das übersät war mit rostigen Po-

ckennarben. »Ein Meteoritensturm«, vermutete Kapitän Jennings. Das ausgesandte Vorkommando kam mit der Nachricht zurück, es gäbe eine Luke an der oberen Schmalseite der Kapsel.

Die Mitglieder des Expeditionsteams, bestehend aus Frederick Barrington-Ward, Dr. von Todt, Mr. Collins, sowie fünf Marinesoldaten, geführt von Penelope Fairfax, stiegen in ihre Raumanzüge. Mrs. Collins, in Erwartung außerirdische Wesen vorzufinden, die nach der spirituellen Nahrung des Evangeliums hungernten, drückte ihrem Gatten eine Bibel in die Hand.

Die Gruppe bestieg den kleinen, Wasserstoff-betriebenen Raumgleiter und legte ab. Als sie sich der Kapsel näherten, fiel Penelopes Blick auf Dr. von Todt. Der Gelehrte schien merkwürdig erregt, seine Hände zuckten, seine Brillengläser blitzten im grellen Licht Enifs. Die Marinesoldaten benutzten schweres Gerät, um die Luke zur Kapsel aufzustemmen. Schließlich zeigte sich eine schmale Treppe, die nach unten führte. Die metallenen Treppenstufen waren überzogen von einem dunklen flechtenartigen Belag. Penelope führte die Gruppe nach unten. Sie nahm die Maske vom Gesicht. Die Luft roch metallisch und dumpf. Die Kapsel musste über eine autarke Sauerstoffversorgung verfügen. Immer tiefer führten die gewundenen Stufen. Schließlich erreichte Penelope eine sechseckige Tür. Nur mühsam gelang es vier Marinesoldaten, die Tür nach innen aufzustemmen.

Das erste, was Penelope wahrnahm war der Geruch. Ein süßlich fauliger Dunst quoll ihnen entgegen. Penelope trat in den Raum, der einmal eine Kommandobrücke gewesen war. Im Dämmerlicht sah sie schmutzverkrustete Sternenkarten, rostige Navigationsinstrumente, Geräte, deren Funktion Penelope nicht erkennen konnte. Alles war überzogen von einer dicken Schicht Staub und Unrat. Als nächstes nahm sie die Ratten wahr. Hun-

derte, Tausende von ihnen wimmelten auf den Kartentischen und Instrumentenborden, schmiegt sich in Bücherregalen aneinander und nisteten in den Rohrsystemen, die sich die Wände entlangzogen.

Penelope versuchte ein Würgen zu unterdrücken und machte einen weiteren Schritt in den Raum hinein. Der Raum vibrierte vom Rascheln, Scharren und Fiepen der Nager. Doch über dem Grundton aus tierischen Lauten nahmen Penelopes Ohren ein weiteres Geräusch auf: Technisch, und in gleichmäßigem Rhythmus. Ein Morseapparat. Der Apparat schien Signale zu empfangen und auszusenden. Auf der Morsetaste saß, wie auf einer Kinderwippe, eine dicke weiße Ratte und putzte ihr Fell. Die Morsetaste federte mit klickendem Geräusch auf und nieder und sendete den Spruch der Ratte hinaus in die Weite des Alls.

## EPILOG

Der schwere Kreuzer *Phönix* blieb verschollen. Der einzige Überlebende der Mission wurde Monate später in einer Rettungskapsel von der Fregatte *Princess Albertina* in der Nähe des Mars aufgegriffen. Es handelte sich um Dr. von Todt. Bei ihm fanden sich Knochen- und Fellreste, die vermuten ließen, von Todt habe sich von der Leiche eines Hundes ernährt. Außerdem sprangen zwei weiße Ratten aus der Raumkapsel und verschwanden blitzschnell in den Lüftungsschächten der *Princess Albertina*. Dr. von Todt konnte nichts über das Ende der *Phönix* berichten, da er der menschlichen Sprache nicht mehr mächtig schien. Gelegentlich, bei Vollmond, befahlen ihn unerklärliche Erregungszustände, unter deren Einfluss er ein hohes Pfeifen ausstieß.

Er wurde ins *Mountain View Asylum for the Mentally Sick* eingewiesen, von wo er im Jahr 1905 für immer verschwand.

Colonel Fitzwilliam, der Vorsteher des Kalkulatorenzentrums Compton Hall ordnete im Jahr 1903 eine Generalüberholung der Analysemaschine fünf an. Als die Arbeiter die Maschinenteile auseinandernahmen, fanden sie unterhalb des Metallmechanismus, unter einem hölzernen Zwischenboden, ein ungeheures Rattennest. Tausende von Lochkarten waren von den emsigen Nagern zum Nestbau verwendet worden – »ein verdammtes stinkendes Datenschlamassel«, wie Bertie Blunt, der Mechaniker, sich ausdrückte. Anhand der Markierungen auf den Lochkarten stellte man fest, dass die Karten zum Entschlüsselungsauftrag des Ben-Nevis Funkspruchs gehört hatten.

Colonel Fitzwilliam hat diese Entdeckung nie verkraftet. Er reichte seine Demission ein und zog sich aufs Land zurück. Es heißt, er habe seine Haushälterin geheiratet und sei religiös geworden.

Ausgehend von den Docks der Æthereal Fleet hat sich in London im Laufe der letzten Jahre eine neue Rattenart ausgebreitet. Wissenschaftler haben herausgefunden, dass sie weit intelligenter sind als unsere einheimischen braunen Ratten. In einigen Lagerhäusern haben sie bereits die Herrschaft übernommen.

**ENDE**



## ALEXANDRA KELLER



*Alexandra Keller studierte Geschichtswissenschaften in Tübingen, Edinburgh und Köln.*

*Ihre Leidenschaft für England und viktorianische Kultur lebt sie derzeit in der Entwicklung eines Spieles im Steampunk-Genre für iPad und PC/Mac aus. Wenn sie nicht gerade Korsett tragende Heroinnen programmiert, die ihre Luftschiffe in gefährlicher Mission durch die Atmosphäre des Planeten Sky steuern, schreibt sie für ihren Firmen-Blog <http://eye3ware.com/blog> auf Englisch über Viktorianisches, sowie auf ihrem deutschen Blog <http://stoerstoff.wordpress.com> über alles andere.*

*Derzeit entsteht die Story zum Spiel »Sky Alchemist« in Romanform. Die Autorin lebt in Köln.*

# DEN TOD FALSCH EINSORTIERT

Andreas Wolz

**I**n weniger als 26 Stunden sind Sie und alle hier an Bord tot«, sagte der Kerl zu meiner Frau, als ihm der weiße Schaum aus dem Mund quoll und er in ihren Armen starb.«

Salmon Wincover lehnte sich in dem bequemen Ledersessel zurück und spürte das sanfte Vibrieren der Motoren des Ätherschiffes *Halina*. Manche Menschen störte es, doch auf ihn wirkte es beruhigend zu spüren, dass die Zeppelinmotoren gleichmäßig arbeiteten. Er nippte an dem Portwein und ließ die herb-fruchtige Flüssigkeit einen Moment auf seiner Zunge wirken. Der Rote Salon der *Halina II*, in dem er gerade saß, befand sich direkt neben dem Präsentationssaal. Dort hatte bis vor einer Viertelstunde Edgar Statson einen Vortrag gehalten. Der Edgar Statson, der nun ihm gegenüber saß, und mit jenem Satz über seine Frau damit begonnen hatte, eine sehr spannende Geschichte zu erzählen. Und Salmon Wincover liebte den Nervenkitzel.

Edgar Statson gehörte offensichtlich zu den Menschen, die einfach nie aufhören konnten zu reden. Die immer Zuhörer brauchten. Er hatte eben erst seinen Vortrag über »Integrale Ordnung in strukturierten Zettelsammlungen durch die Unterstützung von Suchanfragen mittels feinmotorischer Räderwerke« gehalten. Statson hatte es verstanden, dieses trocken anmutende Thema zu einer detektivischen Geschichte zu verwandeln. Als sich eine kleine Gruppe seines Publikums anschließend in den Salon begab,

war er ihr gefolgt und hatte Ausschau gehalten. Ausschau nach weiteren Zuhörern. Wincover kannte diese Sorte Menschen. Ohne Publikum fielen sie in sich zusammen, waren sie nichts. Sie waren süchtig danach, Menschen mit ihren Erzählungen zu manipulieren. Statson dachte wohl, Wincover sei ein dankbares Opfer. Wenn er sich da nur nicht täuschte.

»Wie reagierte Ihre Frau auf diese Drohung?«, fragte Wincover und sah Statson neugierig an. Das Jackett sorgfältig zugeknöpft, Stoff und Schnitt nicht sonderlich modisch. Aber Statsons sicherer Geschmack bei der Wahl des Portweins war Wincover wichtiger.

Statson lächelte. Wincover meinte eine gewisse Bitterkeit in dem Lächeln zu erkennen, aber er konnte sich auch täuschen. »Der Kerl hatte vorgesorgt und Ann in eine Falle gelockt. Eine Woche zuvor hatte er sie schon einmal auf dieselbe Weise bedroht. Mitten auf halber Strecke des viermonatigen Linienflugs zum Saturnring-Hotel. Meine Frau informierte sofort den Kapitän. Da sie die Bordingenieurin war, glaubte man ihr sofort und leitete eine aufwendige Suche ein. Am Ende fand man ... einen Koffer voller kleiner Buddha-Figuren. Der Kapitän machte eine Bemerkung über die fehlende Menschenkenntnis meiner Frau und ging zur Tagesordnung über. Sie wusste, beim zweiten Mal hätte man ihr nicht mehr geglaubt.«

Wincovers Blick wurde von einer Frau an der Theke angezogen. Mit ihrer Geschäftskleidung, ihrem sicheren Auftreten und den streng nach hinten gekämmten Haaren entsprach sie dem Bild, das er sich von Statsons Frau Ann gemacht hatte. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sie auf sie zugekommen wäre, Statson von hinten umarmt und mit einem gehauchten »Schatz« auf den Nacken geküsst hätte. Die Weiblichkeit, die viele kühle Geschäfts-

frauen ausstrahlten, hatte schon immer eine Faszination auf Wincover ausgeübt.

»Was machte Ihre Frau denn so sicher, dass der Kerl dieses Mal eine echte Bombe versteckt hatte?«

Statson nippte an seinem Port. Eine schwer verständliche Durchsage ertönte über den Lautsprecher, während der Barkeeper der Geschäftsfrau einen Cocktail hinstellte. Sie nahm ihn, ignorierte den anzüglichen Blick des Barmannes und setzte sich in den hinteren Bereich des Salons.

»Der Kerl hatte ihr gesagt, dass es von Anfang an sein Plan gewesen war, ihre Glaubwürdigkeit zu zerstören. Damit sie sich allein auf die Suche nach der Bombe machen musste. Er nannte ihr auch den Grund: Er hatte eine Rechnung mit mir offen. Er wollte, dass der Erfolg ihrer Suche auch von mir abhing – und der Misserfolg mich mitschuldig an ihrem Tod machen würde. Alles hing von unserer Verbindung über Ätherfunk ab.«

»Eine offene Rechnung?«

»Da muss ich kurz ausholen. Sie wissen, dass meine Firma Statson & Sun heißt?«

»Ja, das steht auf dem Plakat zu Ihrem Vortrag, das dort drüben an der Wand hängt.«

Statson nickte. »Der Kerl, der meine Frau bedrohte, war Karl Suhn. Ein österreichischer Erfinder, mit dem ich zusammen studiert und erste Pläne zu einer feinmotorischen Suchmaschine entworfen hatte. Wir gründeten die Firma und ließen für den Firmennamen in Karls Nachnamen einfach das H weg, damit es besser klang. Anfangs lief es gut, wir schlugen uns ganz ordentlich durch und kamen mit kleineren Verkäufen finanziell über die Runden. Doch unsere Pläne zu dieser einen großen, bahnbrechenden Erfindung führten in eine Sackgasse. Wir kamen nicht voran und zerstritten uns darüber, wie wir aus dieser verfahrenen

Situation herauskommen konnten. Schließlich schmiss er hin und verkaufte mir seine Anteile. Nun konnte ich ungehindert meine Vorstellungen umsetzen und hatte schon bald Erfolg. Dank der Entwicklung eines funktionierenden Prototypen gelang mir ein Kooperationsvertrag mit einem Großhändler, der mir regelmäßige Einnahmen sicherte. Karl dagegen ging es nicht so gut. Das erfuhr ich, als er eines Tages wieder vor meiner Tür stand und eine Gewinnbeteiligung forderte. Schließlich hätte ich auf unsere gemeinsamen Plänen aufgebaut. Ich lehnte ab, da mir der Durchbruch nur gelungen war, weil ich meine eigene Richtung eingeschlagen hatte. Er ging sogar vor Gericht – und verlor. Von da an ging es ihm immer schlechter. Die Schuld daran gab er mir. Er suchte nach einem Weg, es mir heimzuzahlen.«

Statson machte eine Pause und holte Luft. Er hatte immer schneller und leidenschaftlicher gesprochen. Wincover spürte Statsons Ärger über seinen ehemaligen Geschäftspartner. »Nicht jeder Mensch, der sich betrogen fühlt, wird zu einem Bombenleger«, warf Wincover ein. »Gab es denn keine Anzeichen für seine radikalen Pläne? Mord ist in der Regel erst der letzte Schritt. Davon gibt es andere, die dorthin führen.«

Statson lächelte wieder dieses Lächeln, das Wincover nicht ganz deuten konnte. »Ich gehe davon aus, dass Sie meinem Vortrag genauso aufmerksam gefolgt sind, wie Sie jetzt zuhören. Also wissen Sie, was für eine Maschine ich erfunden habe: Das Sammeln von Informationen auf genormten Zetteln, das Einsortieren in intelligente Strukturen, das Extrahieren neuer Informationen aus der Kombination der Einzelinformationen. Ich habe das getan, weil ich immer schon der Meinung war, dass der Mensch in seiner Urteilskraft nicht zuverlässig ist. Er verarbeitet die ihm gegebenen Informationen nicht objektiv. Er geht mit einem vorgefassten Urteil an die Dinge heran und sucht nach Bestätigung sei-

ner Meinung. Wenn man etwas sucht, findet man es auch. Ich habe für mich schon früh entschieden, dass es beispielsweise die sogenannte Menschenkenntnis nicht gibt. Wer behauptet, einen Menschen nach kurzer Zeit beurteilen zu können, handelt nicht zielgerichteter als ein Horoskop. Er gibt ein paar Vermutungen ab, die manchmal stimmen, manchmal nicht. Am Ende misst er sich nur an seinen Erfolgen und denkt wirklich, er könne Menschen einschätzen. Absurd!« Statson kippte mit einem angewiderten Blick seinen Port hinunter und deutete mit dem leeren Glas auf Wincover. »Alles Ammenmärchen, sage ich Ihnen. Der Mensch ist zu einer rationalen Beurteilung nicht fähig. Dafür braucht man Maschinen, die völlig vorurteilsfrei an eine Sache herangehen, nur dann bekommt man ein stimmiges Ergebnis. So eine Maschine zu bauen, war schon immer mein Traum. Wenn Sie also fragen, ob ich Karls Absichten früher hätte erkennen können, sage ich nein. Für mich war Karl zwar ein hitziger Ingenieur, aber eben doch ein Ingenieur, kein Verbrecher. Ich habe seine Absichten nicht kommen sehen, da ich nicht im mindesten mit ihnen gerechnet hätte.«

Er schüttelte den Kopf. »Im Nachhinein ist man immer klüger und erkennt auf einmal die Zeichen. Aber man sieht sie nur mit dem Wissen, was aus Karl geworden war.«

Wincover kippte nun auch seinen restlichen Port ganz gegen seine Gewohnheit in einem Zug hinunter. Generell entsprachen die Ansichten dieses Statsons so überhaupt nicht Wincovers Überzeugungen. Man könne Menschen nicht einschätzen, dürfe seinem Urteil nicht trauen? Sein halbes Leben hatte Wincover doch daran verdient, Menschen einzuschätzen. Dieser Statson schien sich da in etwas verrannt zu haben. Trotzdem war Wincover neugierig, wie die Geschichte weiterging.

»Konnte Ihre Maschine Ihnen denn nicht bei der Einschätzung dieses Kerls helfen?«

Statson lächelte ihn an. »Sie bekommen nur Antworten auf Fragen, die Sie stellen. Karl war bis zu jenem Zeitpunkt nicht mehr Bestandteil meines Lebens, daher hatte ich die Maschine nicht mit Daten über ihn bestückt. Er war buchstäblich ein unbeschriebenes Blatt für meine Maschine.«

»Also ist Ihre Maschine doch nicht allwissend.«

»Nein, aber das war von vorneherein klar. Das ist sozusagen der Unterschied zwischen Intelligenz und Bildung. Auch ein hochintelligenter Mensch kommt ums Lernen nicht herum. Die Frage ist nur, was macht er aus den Dingen, die er gelernt hat? Und nutzt er das Potenzial, das ihm sein Schöpfer mitgegeben hat?«

»Nutzt Ihre Maschine das Potenzial, das Sie Ihr mitgegeben haben?«

Statson fühlte sich bei diesem Vergleich sichtlich geschmeichelt. »Ich würde mit Ja antworten, denn meine Maschine war mir in dieser Sache immer noch von Hilfe. Zumindest bis zu einem gewissen Punkt.«

»Inwiefern?«, fragte Wincover.

»Karls Plan war perfide, weil er meine Maschine bewusst einpflanzte. Wie sehr, konnte ich damals nicht ahnen. Er schickte Ann auf eine einsame Schnitzeljagd nach der Bombe. An verschiedenen Orten an Bord hatte er Zettel mit Informationshäppchen hinterlassen. Sie alle verrieten Details zum Aufenthaltsort der Bombe und ihrer Bauweise. Er wusste, dass meine Frau sich via Ätherfunk mit mir in Verbindung setzen würde. Dass ich verzweifelt versuchen würde, ihr Leben zu retten, und dass ich dazu eben jene Maschine einsetzen würde, wegen der Karl und ich uns damals zerstritten hatten.«

Statson gab dem Kellner einen Wink mit dem Glas. Dieser kam sofort mit der richtigen Flasche Portwein an und schenkte nach. Statson drückte ihm ein Euro-Pfundstück in die Hand. Der Kellner verbeugte sich elegant und nickte auch Wincover kurz zu, bevor er zur Bar zurückging. Wincover schätzte diese Fluglinie und ihr Personal. Ausgebildete Leute, die ihr Handwerk noch verstanden. Sie waren immer zur Stelle, wenn man sie brauchte.

Statson bemerkte seinen Blick. »Gutes Personal, was? Meine Frau flog damals übrigens mit derselben Fluglinie, auf der *Migdal*, einem Schwesterschiff der *Halina II*. Sie kannte viele der Angestellten. Etliche halfen ihr hinter dem Rücken des Kapitäns und vertrauten ihrem Urteil trotz des ersten Fehlgriffs. Gemeinsam arbeiteten wir ein Profil heraus, um uns zu den vorhandenen Informationen von Karl weiter heranzutasten. Wie groß eine Bombe sein musste, die man an Bord schmuggeln konnte, und ob sie dort vielleicht erst zusammengebaut wurde. Wir kamen zu dem Schluss, dass sie so oder so nicht sehr groß sein konnte. Wie viele Orte also gab es, an denen eine relativ kleine Bombe platziert werden musste, um in der Lage zu sein, das gesamte Schiff zu zerstören? Denn davon hatte Karl ja gesprochen, von der Vernichtung aller. Es gab nur wenige neuralgische Punkte, die diese Bedingung erfüllten. Etliche halfen ihr bei der Suche, gingen mit uns die Pläne noch einmal durch, als die erste Suche erfolglos blieb.«

Wincover stutzte. »Kann so eine Suche denn unbemerkt bleiben? Muss der Kapitän da nicht irgendwann Lunte riechen?« »Weiß Ihr Vorgesetzter denn alles, was in der Firma vorgeht?«

»Ich arbeite eher im Außendienst, daher ist der Kontakt zu ihm eher lose.«

Statson hob die Augenbrauen. »Nicht das Schlechteste, keineswegs. Ich hatte in meiner Lehrzeit den Büroleiter in meinem Rücken sitzen, da gab es Szenen, die habe ich bis heute nicht ver-



gessen. Aber lassen wir das. Betrachten Sie allein die Größe des Schiffes, das uns beide in diesem Moment zur Station auf dem Jupitermond Ganymed bringt. Spüren Sie die gewaltige Kraft der Turbinen, die diesen Koloss antreiben. Dieses Schiff ist nichts anderes als eine mobile Stadt. Bei diesen Dimensionen können Sie nicht alles kontrollieren.«

Wincover wollte etwas entgegnen, verkniff es sich aber, als Statson abwehrend die Hand hob. »Dieses Problem war sowieso zweitrangig, da ein erheblicher Teil der Suche an der Außenwand des Schiffs stattfand, an einem Ort also, an dem man selten von unbetenen Besuchern überrascht wird. In der Tat stellte sich schließlich heraus, dass sich die Bombe auf einem der Außenträger mit den Antriebspropellern befand. Sensible Dinger, die von den Maschinisten jeden Tag geprüft werden. Jeden Tag muss einer auf einem schmalen Laufsteg rausgehen und nachschauen, ob sie noch einwandfrei laufen. Unterhalb des Laufstegs eines dieser Propeller war die Bombe angebracht. So raffiniert, dass ihre Explosion an dieser Stelle ein Loch in das Gerüst des zeppelinförmigen Ätherschiffs reißen würde. Die *Migdal* wäre nicht mehr gewesen als ein unkontrolliert umherschwirrender Luftballon, der in sich zusammenfällt. Hätte Karl doch seine Energie damals in die richtigen Bahnen gelenkt, wie viel mehr hätten wir gemeinsam erreichen können.«

In Statsons Rücken konnte Wincover erkennen, dass die blonde Geschäftsfrau einen Mann getroffen und herzlich begrüßt hatte. Die beiden verstanden sich offensichtlich gut und gingen mit einem Glas in der Hand aus dem Salon. Fast bedauerte Wincover, dass er sich auf das Gespräch mit Statson eingelassen hatte. Sonst wäre er jetzt vielleicht der Begleiter der Frau gewesen. Aber wo dachte er hin, das ließ sein Vorhaben auf Ganymed doch gar nicht

zu. Und jetzt wollte er schon gerne das Ende von Statsons Geschichte erfahren!

»Dann haben Sie die Bombe also rechtzeitig gefunden?«

»Wie man es nimmt«, antwortete Statson. »Wir hatten die Bombe gefunden. Aber rechtzeitig? Wie lange brauchen Sie, um eine Bombe zu entschärfen? Mussten Sie das schon einmal tun?« Wincover zuckte mit den Achseln.

»Eben«, sagte Statson. »Da geht man nicht einfach ran und sucht nach dem Knopf, den man drücken, nach dem Kabel, das man durchschneiden muss. Entgegen der landläufigen Meinung funktioniert das so nicht. Wenn man direkt vor so einer Bombe kniet, noch dazu in einem Ätheranzug mit dicken Handschuhen, während alle möglichen interstellaren Partikel an einem vorbeisausen, dann rüttelt man nicht einfach mal so an einer Bombe. Was ich damit sagen will: Zu jenem Zeitpunkt begann erst unsere eigentliche Aufgabe, jetzt musste sich meine Maschine wirklich beweisen!«

Statson hob das Glas auf Augenhöhe, aber sein Blick ging durch die rötliche Flüssigkeit hindurch. In diesem Moment wirkte er auf Wincover wie ein Wahrsager, der in seine Glaskugel schaute und dort nach Erkenntnissen suchte. War Statson nicht sogar eine Art Wahrsager? Hatte er nicht etwas von den fahrenden Gauklern aus dem Mittelalter, die ihrem Publikum trickreich vortäuschten, sie könnten Gedanken lesen?

Statson blickte von seinem Glas zu Wincover, nun wieder ganz der Wissenschaftler. »Sie müssen sich vergegenwärtigen, was eine Bombe ist. Viele denken nur an den Moment der Explosion, dabei ist dieser ja nur der Zeitpunkt, in dem sich die Mission der Bombe erfüllt. Wer sie entschärfen will, darf daran nicht denken. Wer sie entschärfen will, muss in ihr ein filigranes, maschinelles Lebewesen sehen, das treu und zuverlässig die Zeit zählt. Ein We-

sen mit einer Bestimmung, das sich dem Schicksal ergeben wird, das sein Schöpfer ihm zugedacht hat. Da surren die kleinen Zahnräder, klicken die Hebel, vibriert die Unruh. Nur wer dieses Zusammenspiel aller einzelnen Teile verstanden hat, kann eingreifen, kann das Schicksal der Maschine, das auch sein Schicksal werden würde, abwenden.«

Statson blickte Wincover entschuldigend an. »Verzeihen Sie, wenn Ihnen das zu philosophisch ist. Wenn es Ihnen lieber ist, können Sie die Bombe natürlich einfach als eine Maschine betrachten. Eine Maschine aus bekannten Bauteilen in unbekannter Kombination. So gut wie jede Bombe funktioniert nach bekannten Funktionen, das gefährliche ist die unbekannte Kombination. Und genau da konnte die Analyse meiner Maschine helfen. Meine Frau gab mir so viele Beobachtungen zum Äußeren der Bombe durch wie möglich. Diese Informationen verknüpfte ich mit allem Wissen, das ich zum Denken und zur Arbeitsweise von Karl hatte. Auf diese Weise wollten wir die Achillesferse finden, die Stelle, an der die Bombe verletzlich war.«

Statson machte eine Pause und sah sich im Salon um. Etliche Sessel hatten sich mittlerweile geleert. Im Speisesalon nebenan hatte das Buffet eröffnet und lockte mit Delikatessen von drei verschiedenen Planeten. An den kleinen, runden Fenstern des Salons klappte gerade der Kellner die rot gepolsterte Läden halb vor, da laut Bordzeit der Abend begann. Auf der *Halina II* tat man alles, seinen Passagieren einen Tagesrhythmus zu simulieren. Im freien Spalt hinter den Läden konnte man Sterne vorbeihuschen sehen. Statson machte eine Geste in ihre Richtung. »Wir Menschen sind Meister darin, uns eine eigentlich tödliche Umgebung so anheimelnd einzurichten, dass wir ganz vergessen, wie wenige Zentimeter uns nur vom Tod trennen. Wir vergessen es so sehr, dass

wir oft leichtsinnig werden und ein noch größeres Risiko eingehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, meine Frau war nicht leichtsinnig. Sie war hoch konzentriert. Sie wusste, was auf dem Spiel stand. Sie wusste, wie viele hundert Leben auf der *Migdal* von ihrem Handeln abhängig waren. Punkt für Punkt ging sie die Skizze durch, die ich von dem vermutlichen Innenleben der Bombe angefertigt hatte.

Wincover stutzte. »Wie konnte sie Ihre Skizze sehen?«, fragte er.

»Ach, das ist so eine andere kleine Erfindung von mir. Unter einem Brett mit Glasdeckel befindet sich ein Metallgitter, das magnetische Felder erzeugt. Auf dem Brett befinden sich feine Metallspäne. Dieses Gerät steht in Ätherfunk-Verbindung mit einem identischen Gerät. Wenn ich auf dem Zweitgerät mit Metallspänen eine Zeichnung anfertige, tastet das Gitter unter dem Brett diese ab, überträgt sie via Funk und bildet sie auf dem Empfängergerät durch die magnetischen Felder nach. Glücklicherweise hatte meine Frau den Prototypen in ihrer Kabine dabei, da wir die Reichweite und die Zuverlässigkeit der Nachbildung testen wollten. Wir konnten ja nicht ahnen, dass aus dem Test Ernst werden würde. Sie musste die Skizze nur noch abzeichnen, dann konnte sie sie mit nach draußen zur Bombe nehmen. Schneller geht es nicht.«

»Ein interessantes Gerät«, sagte Wincover anerkennend. »Warum haben Sie das noch nicht veröffentlicht?«

Statson winkte ab. »Es ist sehr kompliziert zu bedienen, muss immer völlig waagrecht aufgestellt werden und versagt leider oft den Dienst. Wer will schon ein Gerät kaufen, das oft nicht funktioniert? Bis zur Serienreife gibt es noch viel zu tun.«

»Aber dank dieses Geräts hatte Ihre Frau also den vermutlichen Bauplan der Bombe?«

»Das kann man so sagen, ja.« Ein Mann kam mit unsicheren Schritten in den Salon und ließ sich in einem Sessel unweit der beiden nieder. Wincover war sich nicht ganz sicher, aber er glaubte in ihm den Mann zu erkennen, der vorhin mit der kühlen Blonden weggegangen war. Der hatte sich ja schnell betrunken, wenn er es war. Hatte sie ihm eine Abfuhr gegeben? Stümper! Aber klar, sie war sicher eine harte Nuss. Ob er sie geknackt hätte? Ach was. Er ärgerte sich, dass er sich heute so leicht ablenken ließ. Es war nicht gut, so leichtfertig zu werden. Nicht bei seinen Jobs.

»Was kam dann?«, fragte er Statson.

»Ann fing mit dem Entschärfen an«, antwortete dieser. »Meine Erfindung hatte schließlich eine klare Empfehlung abgegeben. Meine Frau arbeitete sich vor, löste Schraube um Schraube. Wir berieten uns über jeden Schritt. Es fällt verdammt schwer, sich zu konzentrieren, wenn das Leben der eigenen Frau auf dem Spiel steht und man nicht bei ihr ist.«

»Karl hatte also erreicht, was er wollte«, sagte Wincover.

»Fast. Es fehlte nur noch das i-Tüpfelchen seines Plans. Er wollte mir beweisen, dass ich einen Denkfehler gemacht hatte. Und er hatte recht!«

Wincover wurde aus Statson nicht schlau. Er hatte versucht, wie man das als Zuhörer automatisch tat, das Ende der Geschichte zu errahnen. Erzählte Statson ihm hier eine Tragödie oder kam er im allerletzten Moment mit einem Happy End um die Ecke? Statsons Tonfall hatte den gleichen eifrigen und engagierten Klang, der seinen Vortrag zu einem Genuss gemacht hatte. Aber was beim Vortrag über eine Maschine angebracht war, wirkte bei der Geschichte über die Todesgefahr, in der die eigene Frau ge-

schwebt hatte, gefühllos. Statson ließ sich einfach nicht in die Karten schauen.

»Nun spannen Sie mich nicht länger auf die Folter«, drängte Wincover. »Ich gebe auch noch eine Runde Portwein aus.« Er winkte dem Kellner zu, der sich an der Theke mit der Reinigung der Mocca-Maschine die Zeit vertrieb.

Statson sah Wincover wie ein Professor an, der sich über einen frechen Einwand eines seiner Studenten ärgerte. Dann gab er sich einen Ruck. »Sie haben recht, ich sollte aus dieser Situation keine heischende Geschichte machen.« Er räusperte sich. »Kurz und gut, am Ende landeten wir doch bei der Frage ›Knopf oder Kabel?‹. Beziehungsweise in diesem Fall: Soll Ann das kleine Rad blockieren oder das große? Unglücklicherweise gab meine Maschine hierfür einen expliziten Rat.«

»Unglücklicherweise?«

»Ja, denn wir folgten dem Rat, meine Frau blockierte gerade das kleine Rad mit einem Draht und kommentierte dies, als ein hohes Pfeifen scharf in meine Ohren drang, gefolgt von einem geradezu wütenden Rauschen. Sie ... – sie ...« Statson stockte heiser. Er konnte nur mit leiser Stimme fortfahren. »Ich habe nie mehr von ihr gehört ... – die Bombe war explodiert und hatte alle an Bord in den Tod gerissen.« Statson griff mit zitternder Hand in seine Jackettasche. »Bitte entschuldigen Sie«, sagte er und fuhr sich hektisch mit einem Taschentuch über die Augen.

Wincover saß für einen Moment fassungslos da. Obwohl er mit diesem Ende hätte rechnen müssen und Statsons Frau nicht kannte, ließ es ihn nicht kalt.

»Warum hat man von dem Unglück nichts gehört?«

Statson hustete und hatte seine Stimme wieder etwas unter Kontrolle. »Man wollte negative Auswirkungen auf den Tourismus vermeiden und hat es buchstäblich totgeschwiegen.«

»Warum ist die Bombe explodiert? Sie sagten doch, Ihre Erfindung hat ausdrücklich einen Rat zur Entschärfung gegeben.«

»Das hat sie. Basierend auf ihren Parametern war das auch die richtige Entscheidung. Doch leider war mir bei der Konstruktion ein elementarer Denkfehler unterlaufen.«

Wincover sah Statson fragend an.

»Karl wollte mich mit meinen eigenen Mitteln schlagen. Daher hatte er die Bombe bewusst anders konzipiert, als es für ihn typisch gewesen wäre – er hatte sich am Ende umentschieden. Ich hätte es besser wissen müssen. Aber ich habe die menschliche Komponente vernachlässigt und meiner Maschine blind vertraut. Einer Maschine, die das Menschliche wegen mir auch nicht kannte. Eine Variable fehlte, und so sortierte die Maschine die letzte Information falsch ein. Man kann sagen, sie sortierte den Tod falsch ein.«

»Und trotz dieser Katastrophe halten Sie an Ihrer Erfindung fest?«

»Warum nicht?«, sah ihn Statson beinahe erstaunt an. »Es ist doch nur eine Maschine. Ich hatte auf drastische Weise einen Konstruktionsfehler erkannt. Und war daher in der Lage, den Fehler zu beheben. Nun ist die Maschine besser denn je.«

War Statson so herzlos? Oder war es seine Art, mit dem Verlust fertig zu werden?

»Im Grunde habe ich nur eine Art Zufallsgenerator hinzugefügt«, erklärte Statson. »Aber das angeblich so rationale Element des menschlichen Denkens lässt sich mit einer irrationalen Komponente sehr gut simulieren. Und das hat einen bittersüßen Geschmack von Ironie.«

»Wünschen die Herren noch etwas?«, überraschte der auf leisen Sohlen angeschlichene Kellner die beiden.

»Nein, danke«, sagte Statson. »Wir sind so gut wie fertig.«

Der Kellner verabschiedete sich und wünschte ihnen einen schönen Abend. Wincover wollte sich dem anschließen. »Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben«, sagte er. »Vielen Dank für Ihr Vertrauen, mir diese persönliche Geschichte erzählt zu haben. Selbstverständlich werde ich das Wissen über dieses Unglück für mich behalten!«

»Oh, das werden Sie! Denn meine Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende!«

»Nicht?«, sagte Wincover überrascht.

Statson beugte sich vor. »Was glauben Sie, warum ich Ihnen die Geschichte erzählt habe? Weil ich unbedingt einen Zuhörer finden wollte, um den Abend rumzubringen?«

»Nun ...«, setzte Wincover an und schluckte den Satz herunter, dass er genau dies gedacht hatte. Unruhig fragte er sich, worauf Statson anspielte.

»Dachten Sie, Sie wären zufällig mein Gesprächspartner an diesem Abend geworden?«, sagte dieser und schüttelte den Kopf. »Ich habe nach Ihnen gesucht. Denn vor genau drei Tagen hat meine Erfindung Ihren Namen ausgespuckt.«

»Meinen Namen?« Wincover schaute sich um und suchte die Ausgänge ab. Welcher Weg wäre der kürzeste, hier herauszukommen?

»Es war ursprünglich reiner Zufall. Ein Student wollte über diese Reise berichten und hatte dazu Recherchen und statistische Hochrechnungen angestellt. Er konnte ja nicht ahnen, dass er damit einem Mord auf die Spur kam.«

»Ich denke, es wird am besten sein, wir beenden das Gespräch hier«, sagte Wincover hart.

»Wenn Sie vorhaben, als freier Mann auf Ganymed dieses Schiff zu verlassen, wäre es für Sie das Beste sitzenzubleiben«, sagte Statson mit einem nicht minder harten Tonfall. »Sie haben



vor zwei Wochen einen Mann auf der Erde umgebracht, und Sie haben von einem Ehepaar dafür eine Stange Geld erhalten.«

»Das ist doch ...«

»Bitte machen Sie sich nicht durch sinnloses Leugnen lächerlich. Der Mann, den Sie umgebracht haben, hatte das Kind Ihrer Auftraggeber entführt und getötet. Ihr Mord war Vergeltung.«

»Sie wollen doch nicht allen Ernstes behaupten, dass Ihre Maschine all diese Dinge für Sie herausgefunden hat?« Wincover grinste spöttisch.

Statson schüttelte erneut den Kopf. »Natürlich nicht. Aber sie hat Sie mit dem Mordfall in enge Verbindung gebracht. Zusätzliche Recherchen und weitere Eingaben in der Maschine haben dann meinen aufgeregten Studenten und mich zu Ihrem Geheimnis geführt.«

»Wollen Sie mich jetzt etwa erpressen?«, fragte Wincover.

»Nein, ich will Ihnen eine Gelegenheit geben.«

»Was soll das heißen?«

»Sie haben nicht das erste Mal getötet. Sie haben sich auf Vergeltungsmorde spezialisiert. Der erste war für Sie persönlich, nachdem man Ihre hochschwängere Frau ermordet hatte. Als die Polizei wegen Ermittlungsfehlern den Täter laufen lassen musste, haben Sie das Heft in die Hand genommen. Ich möchte, dass Sie weitermachen.«

Wincover sah Statson ungläubig an. »Das ist nicht ihr Ernst. Dafür sind Sie nicht der Typ!«

»Sagt wer? Ihre Menschenkenntnis? Ich habe Karl einen Massenmord auch nicht zugetraut. Aber man wird nicht gerade ein besserer Mensch, wenn man hilflos miterlebt, wie die eigene Frau getötet wird. Und man droht daran zugrunde zu gehen, wenn man den Täter nicht zur Rechenschaft ziehen kann, weil er sich der Vergeltung entzogen hat. Ich weiß nicht, warum Karl sich mit

einer Giftkapsel getötet hat, anstatt von Bord zu fliehen. Vielleicht, weil er gewusst hat, dass ich ihn gejagt hätte. Weil er mir die Genugtuung nicht gönnte, ihn eines Tages doch zu fangen. Nun gut, dann müssen eben andere daran glauben. Nennen Sie es ruhig eine perfide Art, dafür zu sorgen, dass sie nicht umsonst gestorben ist. Aber ich bin nun einmal nicht der Mensch, der mildtätige Stiftungen ins Leben ruft, um ihrem Tod einen Sinn zu geben.«

Wincover suchte in Statsons Blick die Ironie oder den Sarkasmus, fand aber keinen. Dieser Mann meinte wirklich, was er sagte.

»Sie lassen mich also gehen?«

»Ja, aber ich möchte Sie warnen. Man ist Ihnen auf der Spur. Bekanntlich schätzt das Gesetz es nicht, wenn man ihm eigenmächtig die Arbeit abnimmt. An Bord sind zwei Polizisten, die sie bei der Landung festnehmen wollen.«

»Wer? Woran erkenne ich sie?«

»Sie waren vorhin hier. Vielleicht sind sie Ihnen aufgefallen. Eine blonde Frau und ein Mann. Sie hat die kühle Geschäftsfrau gespielt, er ihren Verehrer. Er kam vorhin noch einmal zurück, um zu schauen, ob Sie noch hier sind.«

Wincover fiel es wie Schuppen von den Augen. Das verliebte Paar! Wie dumm war er nur gewesen, nicht Lunte zu riechen. Er drehte sich ruckartig zu dem Sessel um, in den sich der Mann bei seiner Rückkehr vermeintlich angetrunken hatte fallen lassen. Der Sessel war leer. Wieso hatte er die beiden nicht erkannt? Er wurde nachlässig.

»Ich sehe, sie sind Ihnen aufgefallen«, sagte Statson. »Es war nicht ganz einfach, aber meine Maschine hat mir auch dabei geholfen, die beiden zu entdecken. Das ist alles, was ich für Sie tun

kann. Jetzt sind Ihre Fähigkeiten gefragt, wie Sie sich aus dieser Situation herauswinden. Ich bitte Sie nur um eines!«

»Das wäre?«, fragte Wincover. Seine Gedanken begannen schon zu rotieren, welche Möglichkeiten ihm blieben.

»Bringen Sie die beiden Polizisten nicht um. Ich möchte nicht für den Tod dieser Menschen verantwortlich sein.«

»Keine Sorge«, beruhigte ihn Statson. »Polizistenmord ist schon seit jeher kein kluger Schachzug für einen Menschen, der nicht auf allen Planeten dieses Universums von Gesetzeshütern gejagt werden möchte.«

Statson richtete sich im Sessel auf und zog sich das Jackett glatt. »Nun, dann wäre alles gesagt und wir können unserer Wege gehen.« Er streckte Wincover die Hand entgegen. »Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hätte mich gerne mit Ihnen über Ihren ungewöhnlichen Beruf unterhalten, aber ich denke, es ist am besten, wenn ich darüber so wenig wie möglich weiß.«

Wincover ergriff die Hand. Das Händeschütteln war für ihn eine Vertragsbesiegelung unter zwei Ehrenmännern. Dabei sah er sich und seinen Beruf schon lange nicht mehr als Ehrensache. Eher als die Müllabfuhr der Gerechtigkeit. »Auf eine merkwürdige Weise hat es mich auch gefreut«, sagte er. Hoffentlich überlegen Sie es sich nicht noch anders.«

»Sie wissen, ich bin ein Mensch der Zahlen. Wenn ich zu einem Ergebnis gekommen bin, das meiner Meinung nach stimmt, dann stehe ich dazu!« Der Kellner nickte ihnen von der Theke aus zu und dimmte das Licht. Sie gaben sich einen Ruck. »Wir sollten den Salon durch verschiedene Ausgänge verlassen und nicht mehr miteinander reden«, sagte Statson. Wincover stimmte nickend zu.

»Leben Sie wohl«, sagte Statson.

»Leben Sie wohl«, antwortete Wincover.

Die beiden Männer drehten sich um und verließen den Salon. Im letzten Moment blickte Wincover noch einmal über seine Schulter zu seinem Gesprächspartner. Ob es sicherer wäre, wenn Statson Ganymed nicht lebend verließ? Aber das wäre schon sehr undankbar von ihm. Oder nicht?

**ENDE**

## ANDREAS WOLZ



*Andreas Wolz wurde in Wilhelmshaven an der Nordseeküste geboren und wuchs in Bayern auf, wo er noch heute mit seiner Familie lebt. Zum Schreiben fand er sowohl privat als auch beruflich auf Umwegen. Nach einer Bankkaufmannslehre landete er in der Marketing-Abteilung einer großen deutschen Direktbank. Dort ist er Redaktionsmitglied der Mitarbeiter-Zeitschrift. Und seit er als Jugendlicher bei einem »Star Trek«-Story-Wettbewerb den ersten Preis gewann, ließ ihn das Schreiben auch privat nicht mehr los.*

*In seine Geschichten lässt er gerne Science-Fiction-Elemente einfließen und auch eine gehörige Portion Humor darf meist nicht fehlen. Für die Teilnahme an den Steampunk-Chroniken hat er die Arbeit an seinem aktuellen Projekt unterbrochen, einem Jugendroman mit SF-Touch.*

# RUF DER STERNE

Tanja Meurer

**D**ie mächtigen Glasfenster der Fertigungshalle wurden von einer Druckwelle aus den Rahmen gesprengt. Ein Feuerball breitete sich im Zentrum des Backsteingebäudes aus. Flammenspeere fauchten in die mittägliche Sommerhitze. Durch die schiere Urgewalt dieser Explosion hob sich das Dach. Gewaltige Metallplatten schleuderten glühend durch die Luft. Einen Herzschlag später erschütterte eine zweite Detonation das Werk. Die dicken Backsteinmauern brachen nach außen. Ziegel wurden zu tödlichen Geschossen, die Tore, Fenster und Türen der umstehenden Lager und Verwaltungsgebäude durchschlugen.

Die dritte Explosion riss die letzten Mauern ein. Gewaltige Gesteinsbrocken wurden aus dem Erdreich in die Luft geschleudert. Ein massives Stahlgerüst, das den Korpus eines schlanken Schiffes trug, brach in sich zusammen, als würde es aus Streichhölzern bestehen. Glühende Funken stoben in die flirrende Luft. Eine Wolke aus Staub und Ruß wogte über dem Werksgelände. Leise klirrend regneten feine Glassplitter auf das Kopfsteinpflaster nieder.

Die darauf folgende Stille wurde lediglich von dem leisen Knacken überhitzten Metalls und brennenden Holzes durchbrochen.

\* \* \*

Feuerwehr, Lazarettkutschen, Journalisten und Schaulustige versperrten die Straße zu der Werkshalle. Über alle Köpfe hinweg

sah Anabelle den gen Himmel ragenden Rammsporn des Schiffes. Ruß überzog seine Außenhaut. Der Leib des Schiffes lag vermutlich zertrümmert auf dem Boden der Werkshalle.

Ein Schauer rann ihr über den Rücken. Ihr Maschinenkörper konnte weder Hitze noch Kälte wahrnehmen. Dennoch sendete ihre menschliche Seele diesen Impuls durch ihre Glieder. Instinktiv zog sie die Schultern hoch und rieb sich die Arme.

Eine Hand berührte ihren Arm.

»Miss Talleyrand, Mr. Hailey erwartet Sie bereits.«

Anabelle sah zurück. Ihr Blick begegnete dem Sergeant Masters'. Blankes Entsetzen stand in die Züge des blassen Mannes geschrieben. Sie senkte den Kopf und nickte.

»Ist Madame Zaida schon anwesend?«, fragte Anabelle, während sie ihm folgte.

Masters deutete ein Nicken an. Er führte Anabelle zu einem prunkvollen Gebäude, dessen Front zur Themse zeigte. Die Schäden an den verputzten Außenwänden zeugten von der Gewalt der Explosion. Anabelles Blick glitt an dem imposanten Bau hinauf. Ein Schmiedeeisenbalkon im ersten Stock überkragte, von wuchtigen Säulen getragen, die gesamte Front. Die breite Freitreppe führte zu kunstvoll bleiverglasten Türen. Auf einem Marmorschild konnte man das Firmenlogo erkennen. Hier saß die Verwaltung der Luftschiffwerft Erhardt & Vock. Wortlos erklomm Anabelle die Stufen. Unter ihren Stiefeln knirschten Glas und Steinsplitter. Eine Krankenschwester in dunklem Kleid und Häubchen kümmerte sich im Foyer um verwundete Personen. Anabelle schenkte ihnen wenig Aufmerksamkeit. Ihr Hauptaugenmerk galt den gerahmten Werbeplakaten der Werft. Die Druckwelle hatte viele von den Wänden gefegt. Auf dem Boden lagen Bilder des neuen Schiffstyps. Anabelle blieb stehen und kniete nieder. Neugierig hob sie zwei Plakate auf und betrachtete

den verzierten, schlanken Rumpf der neuen Ætherschiffe. Bisher beschränkte sich die Werft lediglich auf heliumbetriebene Starrluftschiffe. Seit sie zum ersten Mal von dem Konzept des Himmelsseglers in der Zeitung gelesen hatte, grübelte sie über die Technik hinter diesem Wunderwerk. Anhand der im Vorfeld veröffentlichten Skizzen, baute sie in theoretischen Schritten daran mit. Die Forschung an der neuen, eher historischen Gestaltung irritierte und faszinierte Anabelle zutiefst. Mit einer Art metallenen Wikingerschiff in die Luft zu schweben erschien ihr unmöglich. Die Vorstellung, damit die Wolken zu den Sternen zu durchbrechen, wirke noch weniger real. Ihr ausgeprägter Verstand reichte nicht aus, sich dazu logisch herleitbare Techniken einfallen zu lassen.

Sie rollte die Plakate ein und tippte sich nachdenklich mit dem Rand gegen die Stirn.

»Mademoiselle Talleyrand?«, fragte Masters dicht hinter ihr. Nervös fuhr er sich mit den Fingern durch das rote Haar. Sie erhob sich.

»Monsieur Masters«, flüsterte sie, darauf bedacht keinen zufälligen Zuhörer auf sich aufmerksam zu machen. »Haben Sie sich nie die Frage gestellt, wie dieses Prinzip funktioniert und ob es für solch revolutionäre Technik nicht reichlich Neider gibt?«

Sie strich sich mit einer Hand den Rock glatt und klopfte den Staub und die Splitter aus Saum und Schleppe.

»Doch, durchaus«, erklärte der Sergeant. »Wollen Sie andeuten, dass Erhardt & Vock möglicherweise ihrer Technik beraubt und damit aus dem Wettbewerb ausgebootet wurden?«

Anabelle sah an ihm vorbei, aus der geborstenen Eingangstür. Gendarmen trieben die Schaulustigen auseinander, um die Leichenwagen durchzulassen.



»Es wäre in jedem Fall eine einzukalkulierende Möglichkeit, Sergeant«, entgegnete sie.

»Inspektor Hailey vermutet ähnliches, einen Anschlag, keinen Unfall«, erklärte Masters. »Aber wie skrupellos müsste man sein, dafür ein Werk zu sprengen und hunderte Arbeiter zu töten?«

Anabelle reichte dem Sergeant ihre Hand. Masters ließ gern zu, dass sie sich bei ihm unterhakte.

»Sind wir nicht zur Klärung hier, Sergeant Masters?«

\* \* \*

»Monsieur le Inspecteur«, begrüßte Anabelle den stiernackigen Hailey. Seine massige Boxerstatur hob sich neben der zierlichen Gestalt einer älteren Dame in bieder hellgrauem Kostüm nahezu ungeheuerlich ab. Der Inspektor sah kurz von dem Tisch vor sich auf.

»Miss Talleyrand!«, rief er. Offenbar blieb es bei dieser etwas mageren Begrüßung. Anabelle hob eine Braue.

»Es freut mich, Sie wiederzusehen«, gab sie betont pikiert zurück. Die Spitze prallte an Haileys dickfelliger Ost-Londoner Natur ab.

»Milly Havelock ist mein Name.« Die Dame trat auf Anabelle zu. Allerdings standen ihr Tränen in den Augen. »Ich bin Mr. Erhardts Sekretärin.« Allein die Erwähnung dieses Namens ließ sie aufschluchzen.

Anabelle ergriff ihre Hand und drückte sie leicht. Die emotionale Art irritierte die Wissenschaftlerin.

»Anabelle de Talleyrand«, stellte sie sich knapp vor.

Rasch wandte sich Miss Havelock ab und presste das Taschentuch gegen ihre dünnen Lippen. Verunsichert durch dieses Ver-

halten blieb Anabelle in dem überladenen Büroraum stehen und beobachtete sie.

Masters löste sich von Anabelles Arm und trat zu der alten Dame hinüber. Langsam geleitete er sie zu einem schweren Ledersessel.

»Mr. Masters ...«, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme. »Was soll nun aus uns allen werden? Mr. Erhardt ist tot und Mr. Vock ... seit Tagen im Ausland.« Sie schluchzte und vergrub ihr Gesicht in den Händen.

Anabelle wusste, wie unhöflich und kalt ihr Verhalten auf diese Frau wirken musste, konnte aber nichts daran ändern. Bereits jetzt zog sie Schlüsse aus den Reaktionen Mrs. Havelocks. Die Beziehung zwischen Mr. Erhardt und seiner Sekretärin schien nicht vollkommen einwandfrei zu sein. *Erhardt tot?*, Anabelle legte die Stirn in Falten. Zu ihm und Vock wollte sie gerade eine Frage stellen als der Inspektor sie zu sich winkte.

»Anabelle, das ist Ihr Gebiet«, rief Hailey.

Sie wendete sich dem Inspektor zu. Dieser stand über einen ausladenden Tisch gebeugt, und stützte sich mit seinen gewaltigen Fäusten auf der dunklen Platte ab. Vor ihm lagen unzählige, auseinander gerollte Pläne und Bauanleitungen für das Schiff, sowie in Leder gefasste Schriftstücke.

Anabelle ergriff eines jener Bücher, und schlug es an willkürlicher Stelle auf. Inhaltlich fanden sich statische Berechnungen für den Rumpf des Schiffes. Neugierig überflog sie einige Zeilen. Die Belastung, mit der Erhard und sein Partner zu rechnen schienen, entsprach der Statik eines Güterdampfers. Irritiert runzelte Anabelle die Stirn. Sollte das Schiff nicht ausschließlich Passagiere transportieren? Nach den Berechnungen des Skeletts würde der Luftsegler mit hoher Wahrscheinlichkeit auch schwere Last transportieren können.

»Haben Sie etwas gefunden?«, fragte Hailey.

Anabelle wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht genau«, murmelte sie. Nachdenklich legte sie das Buch ab, um in den Risszeichnungen zu blättern. Laut Plänen und Grundrissen sollte es drei Passagierdecks und ein Aussichtsdeck geben. Die einfachen Kabinen besaßen mehr Platz als eine Hotelsuite. Dieser Komfort fehlte den gängigen Luftschiffen. Ebenso gab es Appartements mit Salons, großen Bädern und Ankleidezimmern. Wozu solch eine Verschwendung?

Sie griff nach dem nächsten Buch und blätterte es durch.

»Anleitungen zur Herstellung von Leichtmetalllegierungen, die hoher Reibungshitze widerstehen können«, murmelte sie. Ein Stahlskelett, die Außenhaut aus leichtem Metall und die statischen Berechnungen für ein Schlachtschiff passten nicht zueinander. Einige Eintragungen erschienen ihr fundiert, andere sinnlos.

»Gibt es eine Angebotssammlung oder ein Auftragsbuch für die Innenausstattung?«, fragte sie mit einem Seitenblick auf Hailey. Der Inspektor nickte. Mit einer Hand hob er einen Katalog auf, der neben dem Tisch auf dem Boden stand. »Das hier, denke ich«, sagte er.

Anabelle schlug die ersten Seiten auf. Mit einem Finger fuhr sie über das Register der einzubauenden Möbel, Lampen und Sanitäranlagen.

»Haben wir das auch für die technischen Einbauten? Die müssten ebenfalls als Katalog aufgenommen worden sein.«

Hailey hob die Schultern. »Da kann ich Ihnen nicht helfen.«

Anabelle nickte. »Mrs. Havelock?«, wendete sie sich an die Sekretärin.

Die alte Dame saß zusammengesunken in ihrem Sessel. Erschrocken hob sie den Blick. Erst als sie Anabelle ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte, sprach die junge Wissenschaftlerin

weiter. »Gibt es in Ihren Unterlagen Kataloge über die bereits eingebauten Sonderherstellungen?«, fragte sie.

Die alte Dame erwiderte Anabelles Blick mit vollkommenem Unverständnis.

»Ich rede von Belüftungssystemen, Verrohrungen, Sanitäranlagen, Gasleitungen, Luftumwälzern, Heizungen, Wasserwiederaufbereitung und ähnlichem.«

Mrs. Havelock schlug die Augen nieder. »Ich glaube diese Bücher befanden sich zum Zeitpunkt des Unglücks in der Maschinenhalle.«

Trotz der vorgeblichen Ahnungslosigkeit der alten Dame, fiel es Anabelle schwer, ihr glauben zu schenken. *Wie praktisch!*, dachte sie. Ihrer Ansicht nach war ein solcher Fall schier unmöglich. Diese Bücher dienten lediglich der Ablage. Die Techniker arbeiteten mit Duplikaten und Wasserpausen. Vorerst verschwieg sie ihre Gedanken.

»Sehr bedauerlich«, sagte sie.

Nach der Mimik Haileys zu urteilen ließ ihr schauspielerisches Talent zu wünschen übrig.

»Ich brauche mehr Zeit, um all diese Unterlagen gebührend zu prüfen. Deshalb würde ich mich gerne über Nacht hier einquartieren und arbeiten«, erklärte Anabelle.

Hailey warf Mrs. Havelock einen kurzen Blick zu.

Die Mimik der alten Dame gefror.

»Weshalb?!«, verlangte sie zu wissen.

»Miss Talleyrand ist wissenschaftliche Beraterin Schottland Yards, Madam«, erklärte er steif. »Ihre Prüfung deckt möglicherweise mehr als einen Unfall auf.«

Die alte Dame zögerte.

»Ich kann es befehlen lassen«, vertraute Hailey ihr wenig freundlich an. Anabelle beobachtete die Sekretärin. Hölzern nickte sie. »Also gut, wie Sie wollen.«

Steif erhob sich Mrs. Havelock und schritt zu der Bürotür. »Sie gestatten, dass ich Mr. Vock telegraphisch informiere?!«

»Sicher«, bestätigte Hailey. Die Sekretärin verließ das Zimmer. Anabelle wies hinaus. »Wissen Sie, wo sich Madame Zaida befindet?«

\* \* \*

Journalisten bedrängten die Polizei mit ihren Fragen, während Fotografen ihre unhandlichen Apparate abbauten.

Auch Anabelle wollte sich ein Bild über das Ausmaß der Zerstörung machen. Mit raschen Schritten eilte sie in das Zentrum der Explosion. Der Anblick ließ sie erneut schauern. Riesige Teile des Steinbodens fehlten. Geschmolzenes Metall verband sich mit Holz und Ziegeln. Ketten, Zahnräder und große Platten der Dachabdeckung lagen auf der Erde verstreut. Das Skelett des Schiffes glühte noch immer. Die darunter begrabenen Arbeiter mussten ein grauenhaftes Ende genommen haben. Noch immer wurden Leichen geborgen. Anabelle bezweifelte, dass irgendeine Person so nah des Explosionsherdes überlebt haben konnte. Die Ausmaße der Zerstörung lagen jenseits jeder Vorstellungskraft.

Anabelle schritt langsam voran. Vorsichtig, bedacht auf das immense Gewicht ihres Maschinenkörpers, umging sie instabilere Stellen des Bodens. Sie suchte Zaida. Mit einer Hand raffte sie die Schleppe ihres Kleides, um in den Krater unter dem Wrack zu klettern.

Geröll und Schutt knirschte unter ihren Absätzen. Ein Polizist hob kurz den Blick, wandte sich aber wieder ab, als er sie erkann-

te. Wenige Schritte entfernt stand die schlanke, hochgewachsene Angolanerin. Sie hielt in ihrer unbehandschuhten Hand ihren Stock mit dem silbernen Rabenkopf. Behutsam rieb sie über das Metall. Langsam drehte sie sich um ihre Achse. Es schien, als wolle sie sich einen Überblick verschaffen. Zaida sah durch die Schleier der Wirklichkeit und den Filter der Magie.

Vorsichtig trat Anabelle an ihre Seite und wartete geduldig, bis sich die Aufmerksamkeit ihrer Freundin auf sie richtete.

»Wie viel weißt du von Hailey?«, fragte die Zauberin leise.

»Pläne und Berichte habe ich mir angesehen und Mrs. Havlock kennen gelernt«, entgegnete Anabelle.

»Deine Meinung?« Zaidas Mimik verriet nichts von ihren persönlichen Eindrücken.

»Sie ist dem Seniorpartner sehr ergeben«, murmelte Anabelle. »Ihr missfällt die Prüfung der Unterlagen.«

»Wir sind Fremde, die unangenehme Fragen stellen und den Ruf Erhardts beflecken könnten«, entgegnete Zaida.

»In jedem Fall.« Anabelle straffte sich. »Anhand der Unterlagen und dem Fehlen einzelner Dokumente möchte ich die ehrbaren Absichten Mr. Erhardts ebenso in Frage stellen wie die von Mr. Vock.«

Zaida streifte ihren Handschuh über und umklammerte den Stock fester. »Was hast du gefunden?«

Kommentarlos entrollte Anabelle die Plakate, die sie aus der Eingangshalle mitgenommen hatte. Das silbrige Wikingerschiff schnitt auf einer Illustration durch die Wolkendecke zu den Sternen. Auf der anderen präsentierte es sich seriös als Luxusliner der Lüfte. Mit einer knappen Kopfbewegung deutete sie zu dem Sporn, der über Ihnen in den Krampen hing.

»Anhand der Statik und der Inneneinrichtung würde diese Konstruktion nicht starten können«, erklärte Anabelle ruhig. Sie

sah den leisen Zweifel in dem Blick ihrer Freundin. »Die Forschung ist hierfür nicht weit genug. Zurzeit brauchen wir Heliumballons und Rotoren. Dieses Schiff hat Segel. Wenn sich im Bauch nicht außergewöhnlich viel Gas für den Antrieb befinden sollte, wird es nicht starten. Davon abgesehen fehlen ihm die relevanten Rotoren, die es davor bewahren ins Trudeln zu kommen.«

»Dieses Schiff wird seit Monaten beworben«, murmelte Zaida tonlos. »Laut der Times sollte morgen das erste Mal einen Testflug stattfinden.«

»*Unser Weg zu den Sternen*«, zitierte Anabelle. Ihre Stimme troff vor Ironie. »Nein. Dieses Schiff ist Betrug.«

Zaida senkte den Blick. »Kannst du diese Theorie beweisen?«

»Gib mir Zeit, Pläne und Berichte zu studieren, um sie anschließend mit dem Wrack zu vergleichen.«

\* \* \*

Der Verdacht des Betruges und der Veruntreuung von Forschungsgeldern verdichtete sich für Anabelle, als Hailey von einem Besuch bei der Rothschild-Bank zurückkehrte. »Anabelle!« rief er schon auf die Entfernung. »Sie hatten offenbar den richtigen Riecher!«

Anabelle hob den Blick. Sie kniete auf dem Boden, in ihren Händen ein Kupferzylinder und Reste einer winzigen Kupferspule aus einer Taschenuhr. Sie trug unterdessen den groben Hosenanzug eines Arbeiters und Handschuhe. Sergeant Masters assistierte ihr. Er stand an einem Tisch und katalogisierte, was Anabelle an Einzelteilen fand und sofort zuweisen konnte. Sie legte den Zylinder ab und nickte dem jungen Mann zu. »Notieren Sie, Masters?«, bat sie ihn.

»Sicher, Mademoiselle!«

»Was haben Sie erfahren?«, wendete sie sich an den Inspektor, der atemlos neben dem Tisch innehielt.

»Die Konten sind eingefroren worden. Aber die Einlage war ungewöhnlich gering«, keuchte er. »Allerdings wurden laut den Rothschilds große Beträge an eine Firma in Indien transferiert. Bei allen anderen Unterlieferanten für dieses Projekt sind wiederum nur geringe Anzahlungen geleistet worden.« Er tupfte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Was konnten Sie in der Zeit finden?«

Anabelle deutete auf den Tisch und die Bücher hinter sich. »Dieses Schiff sollte einen Verbrennungsmotor auf Basis von Diethylether erhalten. Diese Idee ist gut. Die Energie, die aus diesem hochexplosiven Stoff gewonnene wird, ist immens. Diese Zusammensetzung entzündet sich bei 95° F.« Sie strich sich eine Strähne aus dem Gesicht. »Diethylether ist hoch brennbar und schwerer als Luft. Man kann sich ausrechnen, dass ein Leck in einem der Versorgungstanks in Kombination mit einem Zündfunkengeber tödlich endet.«

Hailey fuhr sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn. Nachdenklich rieb er sich den Nasenrücken. Er überlegte. Anabelle gewährte ihm die Zeit, seine eigenen Schlüsse zu ziehen. »Das ist hier passiert?«

Sie nickte.

»Wie gut lassen sich die Tanks manipulieren?«, fragte er nach einigen Sekunden.

Anabelle deutete auf die Kupferzylinder auf dem Tisch. »Diese kleinen Spielzeuge hier hatten einen Zünder. Dafür dienten wahrscheinlich billige Taschenuhren. Aus dem Schutthaufen habe ich kleine Bestandteile eines Uhrwerks herausfiltern können. Ein Zeiger, ein verschmortes Uhrblatt und eingeschmolzene Rädchen.



Diese zündeten das hier ...« Sie hob das Kupferrohr an. »Sie dienten als bewegliches Auflager unter den Gastanks im Keller.«

Sie wendete sich einem gewaltigen Krater im Boden zu. »Kommen Sie!«

Mit raschen Schritten erreichte sie ihn und sprang hinein. Hailey blieb nichts anderes, als ihr zu folgen. Dicht hinter Anabelle federte er in den schlecht beleuchteten Gewölbekeller.

»Licht kann man keines machen, nehme ich an«, murmelte der Inspektor. Anabelle nickte. »Der süße Geruch lässt auf einen Rest Äther schließen, Monsieur Hailey«, erklärte sie. »Halten Sie sich also besser ein Taschentuch vor Ihr Gesicht.«

Der Inspektor presste beide Hände gegen Mund und Nase. Anabelle betrachtete ihn spöttisch.

»Kommen Sie.«

Mit gebührender Vorsicht schritt Anabelle vor ihm über Schutt und verkohlte Reste von Kisten.

»Warum sind Sie sich so sicher, dass die Fabrik keinem neidischen Konkurrenten zum Opfer fiel?«, fragte er.

»Die Pläne sind undurchführbar. Seit ich von dem Konzept gelesen habe, Monsieur, überlege ich mir, wie ich ein Schiff dieser Art bauen würde.«

Sie blieb vor einem weiteren schwarz verbrannten Krater stehen.

»Anabelle, Sie sind nicht das Maß aller Dinge!«, zischte Hailey ärgerlich.

Sie hob den Blick. Die Beleidigung prallte an ihr ab.

»Das weiß ich durchaus. Allerdings ist mir auch bewusst, dass die Menschen an Bord Luft zum Atmen und Wasser brauchen.« Sie hob beide Hände. »Dazu würde ich die Außenhülle vollständig schließen und eine Wasser- und Luftwiederaufbereitungsanlage

einbauen.« Sie lachte auf. »Davon abgesehen, wohin sollten die Menschen fliegen? Zum Mond?«, fragte sie spöttisch.

Hailey schwieg.

»Wenn Sie sich den Mond in der Sternwarte betrachten, so können Sie nicht mehr erwarten, als eine Ansammlung von Staub und Steinen. Wissen wir, ob wir dort atmen oder leben können?« Sie wartete seine Antwort nicht ab. »Nein!« Nach einer Sekunde Zögerns schüttelte sie den Kopf. »Die Idee ist reizvoll, ein Traum für jeden Ingenieur, Pionier und Abenteurer, nicht für reiche Menschen, die es leid sind, um die Welt zu segeln.«

Die Konsequenz aus Anabelles Worten erschütterte Hailey zutiefst.

»Dann starben all diese Menschen für nichts«, flüsterte er tonlos.

»Wahrscheinlich.« Anabelle wies auf einen deformierten, zerplatzten Tank, unter dem verkohltes Holz lag. »Alle Brennbarkeit und Explosivität wäre nicht so verheerend gewesen, wenn nicht zusätzliches Brandmaterial hier gelagert worden wäre.«

Hailey schluckte hart. »Grauenhaft!«

»Zaida und Masters haben hier unten den vollkommen zerfetzten Leib eines Menschen gefunden.«

»Der Initiator?«, vermutete Hailey.

»Oder das Opfer«, überlegte Anabelle. »Mrs. Havelock sprach von Mr. Erhardt, der offenbar starb.«

»Laut ihrer Aussage ging er jeden Tag für mehrere Stunden in die Fertigung, um selbst die Arbeiten zu überwachen«, führte er aus »Erhardt war der leitende Ingenieur und vertraute offenbar nicht einmal seinem jüngeren Partner die Geheimnisse dieser Erfindung an.«

»Er musste fürchten, dass Vock seine Konstruktion als Lüge enttarnt.« Anabelle räusperte sich. »Wo ist Mr. Vock überhaupt?«

»Die Havelock konnte mir nur sagen, dass er bereits seit einer Woche auf Geschäftsreise ist ... in Delhi.«

»Sicher?«, fragte Anabelle misstrauisch nach. »Haben Ihre Männer diese Spur schon überprüfen lassen?«

»Ja, aber sie verliert sich bereits in London«, gestand Hailey.

»Vielleicht ist der Tote Monsieur Vock.« Nachdenklich wiegte Anabelle den Kopf. »Warten wir bis heute Nacht. Sicher wird Mrs. Havelock weitergeben, dass ich hier bleibe. Ich rechne in jedem Fall mit Besuch.«

»Kommen Sie allein klar?«, fragte Hailey. Sorge klang in seinen Worten mit.

Mit einem Grinsen nickte Anabelle. »Sie wissen doch: ich bin eine Maschine.«

\* \* \*

Noch immer ragte der Sporn über ihr auf. Seit mehreren Stunden war sie – bis auf wenige Bobbies, die darauf achteten, dass kein Unbefugter das Gelände betrat – allein.

Im Licht von Karbidlampen und Fackeln las sie sich die Unterlagen durch. Einige bemerkenswerte Punkte fielen ihr auf. Es gab geringe Unterschiede im Strich von den technischen Rissen, den Details für den Drechsler und den Darstellungen der Motoren, zu der Ausstattung der Kabinen. Für Anabelle stand fest, dass an diesen Plänen unterschiedliche Personen gearbeitet haben mussten. Stammte die Grundidee von Vock – oder einer anderen Person? Vielleicht einem unbedeutenden Ingenieur, der die Arbeit an dem Projekt aufgab?

Jemand räusperte sich hinter ihr. Ohne sich umzudrehen oder den Blick von den Plänen zu nehmen fragte sie: »Monsieur Erhardt, wie ich annehme?«

»Ja«, entgegnete der alte Mann knapp. Anabelle drehte sich zu ihm um. Außerhalb des Lichtkreises erhob sich ein fast konturloser Schatten. Lediglich der Lauf eines Gewehres hob sich schwach ab.

»Warum sind Sie zurück gekehrt?«, fragte sie ruhig.

»Ich kann Ihnen meinen Schatz nicht ausliefern«, entgegnete er. Seine Tonlage klang androgyn und weich, aber auch alt. »Sie wissen diese Pläne nicht zu würdigen, Mademoiselle Talleyrand.« Ein gefährlicher Unterton schlich sich in seine Stimme. Die Schärfe darin umriss ein Quäntchen Wahnsinn.

»Was glaubten Sie, mit diesen Dokumenten zu erreichen, Monsieur?«, fragte Anabelle leise. »Sie wissen, dass diese Unterlagen ein Luftschloss beschreiben ...«

»Woher kommt nur diese französische Überheblichkeit?«, fragte er.

»Ich habe Wissen, keine Überheblichkeit«, entgegnete Anabelle verärgert.

»Wissen?!«, zischte er. »Dieses Schiff ist ein Meisterwerk. Die vorangegangenen Luftschiffe sind nichts im Vergleich hierzu!«

»Die bisherigen Bautypen sind in der Lage zu fliegen, sie bringen Ihnen und Vock Ruhm und Geld ein ...«

»Schweigen Sie!«, donnerte er.

Anabelle wusste, dass sie mit einem Verrückten sprach. Trotz allem konnte sie nicht schweigen. »Warum? Weshalb haben Sie ein Projekt verfolgt, das zum Scheitern verurteilt war?«

Erhardt schoss. Die Kugel fetzte Erdreich und Stein aus dem Boden vor Anabelles Füßen. Erschrocken wich sie zurück, bis sie gegen ihren Tisch stieß. Auf Einschüsse in ihrer Kautschukhaut

konnte sie gut verzichten. »Monsieur ...«, begann sie, wurde aber von seinem unartikulierten Aufschrei unterbrochen. Die Wachen wurden sicher gleich auf ihn aufmerksam!

»Schweigen Sie!«, brüllte er. »Die Pläne meines Sohnes waren perfekt!«

Irritiert blinzelte Anabelle. Sohn? Wie hatte sie die menschliche Seite aus ihrer Kalkulation heraus lassen können?! Es ging Erhardt scheinbar nicht um Geld von Investoren.

»Die Differenzen in den Plänen«, murmelte sie. »Monsieur, Sie haben die Arbeit ihres Sohnes fortgeführt?«

Die Milde in ihrer Stimme beruhigte Erhardt etwas. »Ja«, flüsterte er. »Seine Idee war so brilliant! Aber Vock wollte das Design bestimmen. Es sollte prachtvoller sein als alle Schiffe, die je gebaut wurden.« Er verstummte. Sein heiseres Schluchzen brach durch die Stille zwischen ihnen. »Mein Sohn ... Millys Sohn ...« Wieder versagte seine Stimme. »Vock hat sein Konzept ad absurdum geführt. Dieses Schiff ist flugunfähig.«

Anabelle nickte. »Vock wollte Subventionen und schnellen Profit. Vermutlich ist er mit dem Geld geflohen.«

Stein knirschte unter Erhardts Schuhen. Er trat in den Lichtkreis. Sein eingefallenes, fahles Gesicht sprach von Entbehrung und Leid. Wirr hingen seine grauen Haare in die Stirn. Offenbar trug er seit Tagen den gleichen Anzug und fand keine Zeit sich zu rasieren. Anabelles Seele zog sich zusammen. Sie empfand Mitleid.

»Mein Sohn wurde – Dank Vocks Habgier – während eines Unfalls im Werk zu einem Krüppel. Wochen danach starb er an den Folgen. Ein Leben für ein Leben!«

»Die zerfetzte Leiche war Vock«, vermutete Anabelle.

»Ja«, bestätigte Erhardt. Der Ingenieur sank ein Stück weit in sich zusammen. Das Mitleid in Anabelle wuchs. Sie wusste, dass

es für den alten Mann keine Zukunft gab. Er war der Mörder von einhundertfünfzig Arbeitern und seines Partners. Aber wie groß wäre das Ausmaß der Katastrophe geworden, hätte dieses Schiff je abgehoben. Ein Absturz, eine Explosion, gleichgültig welches Szenario sie sich dafür ausmalte, hätte weitaus mehr Opfer gefordert. Das Interesse an der Forschung und die Diskussion über Sinn und Unsinn der Raumfahrt würde ohnehin neu angefacht werden, ausgelöst durch das Fiasko des gestrigen Tages. Doch irgendwann gelänge es den Menschen. Der Weg in das All war ihnen sicher.

»Ihr Sohn wird seine Ehre und Anerkennung bekommen«, flüsterte Anabelle. »Auf Basis seiner Technik können andere Wissenschaftler sein Werk fortführen. Seine Idee wird nicht ungehört bleiben. Er teilt den Traum nach den Sternen mit uns allen. Wenn die Zeit reif ist ein Sternenschiff zu bauen, wird auch er diese letzte Grenze durchbrechen.«

**ENDE**

## TANJA MEURER



*Tanja Meurer, geboren 1973 in Wiesbaden, ist gelernte Bauzeichnerin aus dem Hochbau, arbeitet seit 2001 in bauverwandten Berufen und ist seit 2004 bei einem französischen Großkonzern als Dokumentationsassistentin beschäftigt. Nebenberuflich verdingt sie sich als Autorin und Illustratorin für verschiedene Verlage.*

*Mehr findet ihr unter:*

[www.tanja-meurer.de](http://www.tanja-meurer.de)

*und*

[www.nights-end.de](http://www.nights-end.de)

# ES IST NICHT LEICHT, KEIN HELD ZU SEIN

Bernd Meyer

**D**as fahle Licht des Mondes fiel auf das Aussichtsdeck der *World of Æther* und warf die Schatten der beiden an der Reling stehenden Personen auf die Wand hinter ihnen.

Der Luxusliner glitt gemächlich durch den Æther, fast schien es den Passagieren so, als befänden sie sich auf einer Kreuzfahrt über einen der irdischen Ozeane. Doch das gemächliche Schwanken des Fahrzeugs durch die Wellen fehlte ebenso, wie die frische Brise, die man auf der Erde gespürt hätte. Stattdessen war um sie herum der schier endlose Sternenozean, diese samtene Schwärze, in der die fernen Lichtpunkte der Sterne schwammen. Eine Glaswand trennte die Passagiere vom Æther, sorgte aber dafür, dass der großartige Ausblick nicht getrübt wurde. Fast unmerklich drehte das Schiff ein wenig nach Steuerbord ab, so dass der Mond ganz langsam achteraus wanderte. Die kleinere der beiden Gestalten ließ den Kopf sinken und seufzte leise. Sofort wandte sich die andere Person ihr zu.

»Lady Walsington, ist Euch nicht gut? Soll ich den Steward rufen?«

Wäre ein Beobachter zugegen gewesen, hätte er die schlankere der beiden Gestalten als weiblich erkannt. Modisch gekleidet, der kostbare schwarze Stoff die Figur der Trägerin umschmeichelnd,



das lange rote Haar von einem kleinen Hut gekrönt. Die grünen Augen schimmerten hinter dem hauchdünnen, schwarzen Schleier feucht über der zierlichen Stupsnase und den vollen Lippen. Sie umfasste die Reling fester, als würde sich eine Ertrinkende an den rettenden Halt klammern. Ohne ihren Blick zu heben schüttelte sie den Kopf.

»Es ist nichts, Sir Geoffrey, aber haben Sie Dank für Ihre Besorgnis. Der Anblick lässt mich nur ein wenig sentimental werden. Wie Sie vielleicht wissen, war mein Verlobter bei der königlichen Marine. Er ... kam von einer Patrouille nicht zurück. In Erfüllung seiner Pflicht gefallen, sagte man.«

Sie wandte sich ab, beide Hände auf der Reling, und starrte hinaus in die Schwärze. Sir Geoffrey, noch vom Dinner formal in seinen Frack gekleidet, für den Besuch auf Deck den Zylinder auf dem Kopfe, lehnte sich auf seinen Gehstock mit dem Silberknauf und wusste nicht so recht, was er tun sollte. Sein wohlfrisiertes, blondes Haar ragte unter der Kopfbedeckung hervor, seine grauen Augen ruhten auf der Gestalt der Lady vor ihm. Es schmerzte ihn, sie derart traurig zu sehen, aber der Anstand verbot ihm, sie tröstend in den Arm zu nehmen, wie sein Herz es ihm sagte.

Er hatte sie erst vor ein paar Tagen kennengelernt, genau an diesem Ort, auf dem Aussichtsdeck. Sie war jeden Abend hier, betrachtete den Äther und dachte an die Vergangenheit. Doch selbst wenn sie keine Trauer getragen hätte, würde es sich nicht schicken, ihr derart zu nahe zu treten. So musste er sich damit begnügen, in ihrer Nähe zu bleiben und abzuwarten. Ein Angebot – das wohl nie in Anspruch genommen werden würde.

Ach, wäre seine Familie doch nur noch so bedeutend wie zu den Zeiten seines berühmten Vorfahren. Aber nur dessen Ruhm war geblieben, nicht die Stellung der Familie oder das Vermögen, dafür hatte sein Onkel mit seiner Vorliebe für kostspielige Bälle

und Pferdewetten gesorgt. Wäre er nicht bereits so früh einem Jagdunfall zum Opfer gefallen, würde die Familie vielleicht sogar einer Arbeit nachgehen müssen. Schockierender Gedanke ...

Somit galt seine Familie als nicht einflussreich genug, um in der Gesellschaft ernstzunehmend wahrgenommen zu werden. Schon gar nicht von einer Frau wie Lady Walsington, die gute Verbindungen zum Hof hatte, wie es hieß. Aber zumindest wehrte sie sich nicht gegen seine Anwesenheit, im Gegenteil schien sie ihre gemeinsamen Spaziergänge über das Aussichtsdeck zu genießen. Nur bei jenen letzten Wanderungen nach dem Dinner griff verstärkt die Schwermut nach ihr.

Nach kurzer Zeit reichte sie ihm ihren Arm, den er ergriff und sie zu ihrer Kabine geleitete. Als er sich kurze Zeit später zur Nacht umkleiden ließ, grübelte er immer noch, wie er ihr Erleichterung verschaffen konnte. Doch wie stets kam er auf keine Lösung.

\* \* \*

»Sir, bitte wachen Sie auf. Bitte, Sir, es ist dringend!«

Sein Butler, Lionel, stand vor seinem Bett, eine Tasse frisch gebrühten Tees in der Hand. Unwillig richtete Sir Geoffrey sich auf und sah seinen Butler an.

»Ich habe mich doch soeben erst zum Schlafen niedergelassen, warum wecken Sie mich denn schon? Ich würde gern eine Bemerkung machen, dass es draußen noch dunkel ist, aber das wäre fruchtlos, im Äther ist es bekanntlich immer dunkel. Also, Lionel, was ist los? Gibt es einen Bridge-Notfall?«

Mit einem versöhnlichen Lächeln das seinen Worten die Spitze nahm und einem dankbaren Nicken griff Sir Geoffrey nach der Teetasse. Trotzdem er es nicht zeigte und sogar versuchte, es mit

Humor zu überspielen, war er besorgt. Lionel würde ihn nie grundlos wecken, dafür kannten sie sich zu lange und hatten zu viel miteinander erlebt. Also musste etwas passiert sein, etwas sehr Ernstes sogar.

»Wir werden angegriffen, Sir. Piraten, vermutet der Kapitän. Er bittet um Ihre Anwesenheit auf der Brücke. Darf ich Ihnen beim Anziehen helfen, Sir?«

Sir Geoffrey verschluckte sich an einem Schluck Tee. Während er hustete, rasten seine Gedanken. Piraten! Und die *World of Ether* war ein Vergnügungsschiff, kein Kriegsschiff. Unbewaffnet, auch Soldaten waren nicht an Bord, von ein paar Passagieren abgesehen. Doch das waren meistens pensionierte Offiziere, die schon lange keinen Waffengang mehr erlebt hatten. Wie sollten sie sich also zur Wehr setzen? Wie die Damen beschützen gegen die unangebrachten Aufmerksamkeiten, welche diese ungehobelten Rohlinge sicherlich im Sinn hatten. Sie diesen Banditen kampflös zu überlassen, verbot sich von selbst. Kurz stieg die Vorstellung, Lady Walsington müsse ein derartiges Schicksal erleiden, vor seinem geistigen Auge auf, doch er verwarf diesen Gedanken sofort.

Eilig kleidete er sich mit Hilfe von Lionel an, griff nach seinem Gehstock, dann begab er sich schnellen Schrittes zur Brücke.

Auf dem Kommandostand herrschte eine Art geordnete Unruhe, zumindest konnte Sir Geoffrey keine bessere Beschreibung dafür finden. Man merkte deutlich, dass etwas nicht in Ordnung war, aber jeder Mann versah seine Aufgabe mit der üblichen Professionalität. Ihre Augen jedoch huschten unruhig hin und her, suchten die Quelle der Unruhe. Nur der Kapitän, ein würdevoller, älterer Gentleman in weißer Uniform und mit einem prächtigen Backenbart, stand wie ein Fels der Ruhe mitten auf der Brücke.

Mit sicherer Hand lenkte er sein Schiff durch den Äther, näher zum Mond, wo die Zwölfte Königlich Britische Wachflotille stationiert war. Der Schiffsheliograph versuchte unterdessen, die Station der »Zwölften« zu erreichen, um sie über die Notlage zu unterrichten.

»Ah, Sir Geoffrey, gut dass Sie da sind. Winslow mein Name, ich bin der Kapitän der *World of Äther*. Vergeben Sie mir die unverzeihliche Störung, aber wir haben ein kleines Problem. Wenn Sie ihren Blick gen Steuerbord richten, werden Sie dort einen Verfolger bemerken. Dort drüben, sehen Sie? Ausgezeichnet! Es handelt sich bedauernswerterweise nicht um Gentlemen, sondern um Piraten, welche die unvergleichliche Frechheit besaßen, uns dazu aufzufordern, die Flagge zu streichen. Unverschämtes Pack! Unglaublich! Leider sind sie schneller als wir, bei der Konstruktion der *World of Äther* wurde auf Geschwindigkeit weniger Wert gelegt als auf Bequemlichkeit. Wir werden ihnen also nicht davonsegeln können, ebenso wenig werden wir dazu in der Lage sein, sie niederzukämpfen, da wir keine nennenswerten Bordgeschütze mitführen. Wenn sie uns entern, sollten wir uns ihrer eine gewisse Zeit erwehren können, da wir aller Wahrscheinlichkeit nach über mehr Personen verfügen. Aber, bei Harry, wir können doch nicht von den Passagieren verlangen, zu kämpfen. Das wäre schockierend, meinen Sie nicht? Wie Sie nun sicherlich sehen, haben wir hier ein kleines Ungemach. Aber bestimmt können Sie uns behilflich sein, immerhin sind Sie ja ein Nelson, nicht wahr? Steckt im Blut, der Heldenmut, was?«

Sir Geoffrey wand sich innerlich. Natürlich entstammte er einer berühmten Familie von Helden, aber warum sollten sie deswegen alle derart veranlagt sein? Er hatte schon genug Probleme, auf die bohrenden Fragen von Tante Beth zu antworten, was in

dem doch recht geschlossenen Umfeld der Familie um einiges einfacher war. Immerhin konnte man unter Verwandten den Ruf der Familie nicht gefährden, nur seinen eigenen. Der aber war Sir Geoffrey herzlich egal, solange er in Ruhe gelassen wurde.

Es war ja nicht so, dass er feige gewesen wäre. Keineswegs, er hatte sich schon des Öfteren in halsbrecherische Unternehmungen gestürzt. Es war nur so, dass sein Interesse an Abenteuern sich auf Bridge und die *Times* beschränkte. Er bevorzugte ein gemütliches und beschauliches Leben. Nun aber hatte ihn wieder einmal der Ruf seiner Familie eingeholt.

»Natürlich, Kapitän Winslow. Gar keine Frage. Aber wie Sie selbst bereits sagten, wir dürfen die Damen nicht in Gefahr bringen. Das wäre unverzeihlich. Haben Sie die Flotte benachrichtigt? Wann können wir mit Hilfe rechnen, Sir?«

Der Kapitän lächelte, dann nickte er zum Heliographen hinüber.

»Wir haben noch keine Bestätigung erhalten, also müssen wir befürchten, dass unsere Nachricht die Station nicht erreicht hat. Unsere Position ist nicht ideal, wir haben die Sonne schräg hinter uns, deswegen kann unser Signal im Schein des Sterns untergehen. Wir versuchen uns dem Mond zu nähern, so gut es geht. Erreichen werden wir ihn nicht, aber möglicherweise entdeckt uns eine Patrouille und kommt uns zu Hilfe. Oberlippe steif halten und so weiter, richtig? Auf jeden Fall stehen wir hinter Ihnen, Sir Geoffrey, wir sind uns ganz sicher, dass Sie uns hier herausholen werden.«

*Großartig, es geht nichts über subtilen Druck, um einen Tag zu einem großartigen Erlebnis zu machen!* Geoffrey zwang sich dazu, weiterhin zu lächeln. Währenddessen rasten seine Gedanken und versuchten einen Ausweg zu finden. Der ganz große Nachteil einer Ätherkreuzfahrt, verglichen mit einer Kreuzfahrt

auf den Meeren, klang zwar vernachlässigbar, war aber gerade jetzt ein ziemlich großes Problem. Rettungsboote gab es nicht, genauso wenig wie man einfach von Bord springen und sein Leben dem Schicksal und dem Meer anvertrauen konnte. Der *Æther* war nicht so gnädig wie die irdischen Wassermassen. Leider. Und der Verfolger holte immer weiter auf, sich seiner Sache völlig sicher, schoss er sie nicht erst zusammen.

Wäre das Schiff besser bewaffnet gewesen hätten die Piraten das wohl getan, aber entweder wussten sie nichts von den wenigen Geschützen oder sie erachteten sie nicht als eine Gefahr. Wobei sie das wohl auch nicht waren, wenn er den Schiffstyp der Verfolger richtig erkannte. Eine Korvette. Woher hatte dieses Gesindel nur eine Korvette? Sollten sie das Schiff der britischen Marine abgerungen haben? Das würde auf einen respektablen Gegner schließen lassen.

»Wenn mir die Frage gestattet ist, Sir, welcherart Geschütze führt die *World of Æther* mit sich? Ich sollte schon wissen, mit welchen Kontingenten ich planen kann.«

Er zwang seine Züge dazu, verwegen auszusehen, während er den Kapitän ansah. Doch so zuversichtlich und draufgängerisch, wie er sich gab, war er mitnichten.

*Wenn nur Bredon hier wäre, der wüsste, was zu tun ist. Immerhin tut er so etwas öfter, der Verrückte.* Bredon war Sir Geoffreys ältester Bruder. Ein waschechter Held, selbst für die Verhältnisse seiner Familie, wie die *Times* einmal schrieb. Er hatte viele Länder bereist und fühlte sich in unwirtlichen Gebieten wie zu Hause. Er focht wie der Teufel, verstand gar mit einer Armbrust umzugehen. Schoss genauer als dieser Schweizer – Hell, oder wie auch immer der geheißen hatte. Außerdem war Bredon ein ausgezeichnete Cricket-Spieler und ein angenehmer

Bridgepartner. Er liebte die Gefahr und die Queen hatte ihn bereits ausgezeichnet.

Sir Geoffrey fand ihn suspekt, der Mann hatte keinen Funken modisches Verständnis. Er kleidete sich *praktisch*, bei Gott, nicht nach den Gesichtspunkten der Mode. Wäre da nicht die Tatsache, dass die Queen ihn geehrt hatte, und die Verwandtschaft, Sir Geoffrey hätte ihm ganz klar abgesprochen, ein Gentleman zu sein. So aber musste er ihn wohl oder übel ertragen, auch wenn es schwerfiel. Aber da Bredon nicht hier war, oblag es offenbar ihm, die Familienehre hochzuhalten. Er hoffte, er würde sich dieser Aufgabe gewachsen zeigen.

»Geschütze ... nun ja,« entgegnete der Kapitän. »Die Konstrukteure gingen davon aus, dass die königliche Marine im Bedarfsfall den Schutz übernehmen würde. Deswegen haben wir – wenn man diesen hochtrabenden Begriff verwenden möchte – zwei Breitseiten zu je zwei dreieinhalb Zoll-Kanonen und einem Tesla-Geschütz. Eigentlich eher, um zu zeigen, dass wir bewaffnet sind, nicht wirklich nützlich, befürchte ich. Dazu noch eine Handvoll Gewehre und Faustfeuerwaffen, auch diese eher zu Repräsentationszwecken. Sie sehen also, wir sind nicht viel mehr als ein alter, zahnloser Hund.«

Der Kapitän lachte dröhnend über seinen Scherz und Sir Geoffrey fiel höflich mit ein, während sich in seinem Kopf ein Plan zu formen begann. Ein sehr riskanter Plan, aber er baute darauf, dass die Piraten die Besatzung der *World of Æther* nicht für so dumm hielten, derartige Dinge zu versuchen. Nun musste er die Besatzung nur noch davon überzeugen, genau das zu tun. Und nebenbei beten, dass sein wahnwitziger Plan gelang. Warum eigentlich war Bredon nie da, wenn man ihn einmal brauchte?

\* \* \*

»Sir Geoffrey, sind Sie sich wirklich sicher, das gut überlegt zu haben? Haben Sie nicht doch möglicherweise etwas übersehen? Keine andere Option denkbar? Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber bitte bedenken Sie, dass wir anderen keine Helden sind, nur ganz normale Untertanen Ihrer Majestät. Was, wenn wir Ihren Vorstellungen nicht gerecht werden können?«

Sir Geoffrey lächelte sanft.

*Nette Worte, aber ich weiß doch ganz genau, dass ihr mich für verrückt haltet und am liebsten einsperren würdet. Himmel, ich selbst halte mich ja auch für verrückt, auch nur ansatzweise anzunehmen, das hier könnte klappen. Aber es ist vielleicht unsere einzige Chance, den Schurken Herr zu werden. Und wäre ich kein Nelson, dann würdet ihr mir das auch ganz klar sagen und es nicht nur denken.* Anstatt aber diese Gedanken auszusprechen, legte er lieber dem Kapitän beruhigend die Hand auf die Schulter.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Mein Butler war früher Kanonier, einer der Besten. Hat unter mir gedient, ich habe ihm schon des Öfteren mein Leben anvertraut. Und es nie bereut, ansonsten würde ich hier ja nicht stehen.«

Sein Lachen verbarg seine Nervosität. Zu viel konnte schief gehen, jetzt. Er konnte nur hoffen und beten, dass sein Plan wie er-sonnen funktionierte. Mit fragend hochgezogener Augenbraue wandte er sich an den ersten Offizier.

»Sir Geoffrey, wir haben wie befohlen den Piraten signalisiert, dass wir uns ergeben und beigedreht. Damit wenden wir ihnen nun unsere Breitseite zu. Keine Antwort bisher von der Königlichen Flotte. Die Passagiere haben keinen Verdacht geschöpft, die Stewards haben den Halt als *eine bessere Möglichkeit, die Schönheit des Mondes zu genießen* ausgegeben. Die Mannschaft verhält



sich ruhig, um kein Aufsehen zu erregen. Die Verfolger scheinen keinen Verdacht geschöpft zu haben und nähern sich weiter. Alles läuft nach Plan, Sir. Und wenn ich das sagen darf, Sir, die Besatzung ist stolz, unter Ihrem Kommando kämpfen zu dürfen. Wo Sie doch einer der heldenhaften Nelsons sind, Sir.«

Sir Geoffrey nickte dankend, dann wandte er sich der Brückenseite zu, von der die Angreifer kamen. Jetzt waren schon Einzelheiten des Piratenschiffes zu erkennen. Guter Zustand, wie er neidlos anerkennen musste. Von der Bewaffnung her um ein Vielfaches überlegen, aber das hatte er vorher gewusst. Gegen die *World of Æther* waren selbst die Kutter der Flotte kleine Schlachtschiffe. Aber es gab eine Chance, wenngleich auch nur eine recht winzige Chance. Klappte der Versuch nicht, so würden die Piraten keine Gnade mit ihnen kennen, wie er annahm. Immerhin hätten sie versucht, diese Schurken zu täuschen. Es musste einfach gelingen. Nicht auszudenken, wenn ... Er zwang seine Gedanken fort von Lady Walsington und wieder zurück zur aktuellen Situation. Das Schiff der Verfolger drehte jetzt ein, brachte sich in Position, um längsseits zu gehen. Nun kam es auf den richtigen Zeitpunkt an. Zu früh oder zu spät und alles wäre vergeblich gewesen.

»Sir Geoffrey, wir müssen jetzt reagieren. Schnell, bevor es zu spät ist. Bitte, wir ...«

Der erste Offizier konnte seine Angst nun nicht mehr verbergen. Auf ein Nicken des Kapitäns hin wurde er von zwei kräftigen Matrosen von der Brücke geführt. Auch der Kapitän hatte Angst, sogar große Angst, wie ein Blick in seine Augen zweifelsfrei bestätigte, doch er beherrschte sich mustergültig. Er wusste, dass seine Mannschaft nur funktionierte, weil er sich nicht gehen ließ. Sir

Geoffrey war ihm dankbar, ließ aber weiterhin das Schiff der Piraten nicht aus den Augen.

*Gleich ... nur noch ein klein wenig näher ... warte ... warte ... nun komm schon ... jetzt!*

Zeitgleich mit dem letzten Gedanken blitzte es an der Steuerbordseite auf, dann rollte der Donner der Abschüsse durch das Schiff. Auch wenn er sie nicht sehen konnte, so wusste er, dass die Kanonenkugeln durch den Äther auf das Schiff der Piraten zu rasten. Ihr Steuermann versuchte noch, das Ruder herumzureißen, aber es war zu spät.

Noch während auf der Brücke der Jubel der Besatzung aufbrandete, sah Sir Geoffrey, wie die Geschosse am Ziel ankamen. Aber sie prallten nicht an der Panzerung ab, sondern zerschlugen die Brückenfenster und verursachten im Kommandoraum des Gegners Tod und Zerstörung!

Guter alter Lionel! Die Wahrscheinlichkeit war minimal gewesen, aber es hatte ihre einzige Chance dargestellt. Die gepanzerte Außenhülle hätten sie mit ihren kleinkalibrigen Kanonen nicht überwinden können, sie mussten einen der wenigen verwundbaren Punkte treffen. Das aber gelang nur mit einem meisterhaften Schützen. Dass sein Butler ein derartiger Mensch war, hatte weder die Besatzung der *World of Äther* noch die Angreifer wissen können. Deswegen war der Anflug derart sorglos gewesen.

Und sie hatten es wirklich vollbracht, wenngleich es ihnen vorerst nur mehr Zeit verschafft hatte. Das Piratenschiff trieb steuerlos im Äther, aber die Geschütze waren noch einsatzbereit. Sobald sich das Passagierschiff in den Schussbereich der Kanonen der Schurken bewegte, würden diese feuern. Und die *World of Äther* war um ein Vielfaches verletzlicher als ihr Verfolger.

Dankbar registrierte Sir Geoffrey, dass der Kapitän den Jubel eindämmte und anordnete, wieder Kurs auf den Mond zu nehmen. Ein Brückenoffizier wurde abgestellt, die Piraten im Auge zu behalten, und der Heliograph versuchte erneut, die Königliche Wachflotille zu erreichen.

Sir Geoffrey jedoch begab sich in die Messe, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Vermissen würde man ihn erst später und der glückliche Ausgang würde wieder etwas zur Legende um seine Familie beitragen. Dass ein Scheitern sehr viel wahrscheinlicher gewesen war, daran würde sich schon nach kurzer Zeit niemand mehr erinnern. Und warum auch, immerhin war die tollkühne Tat ja gelungen. Jeder Zweifel hätte nur der Heldenverehrung im Weg gestanden und so etwas konnte man ja nicht zulassen ...

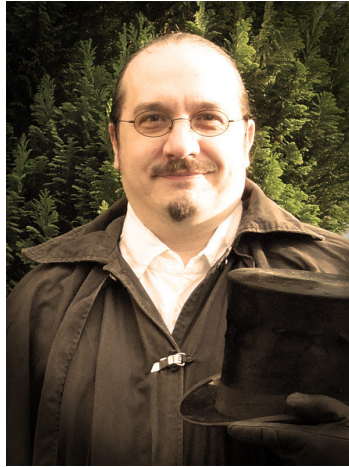
Auch die Rolle seines Butlers Lionel würde in Vergessenheit geraten, was ihn nicht wenig ärgerte. So würde er selbst dafür Sorge tragen müssen, dass der wahre Held dieser Begebenheit eine angemessene Entlohnung erhielt. Wie üblich.

Und vielleicht sickerte ja genug seitens der Besatzung an die Passagiere durch, dass Lady Walsington ihn ein wenig bewundern würde. Um sie nicht zu kränken würde er diesen eigentlich unverdienten Ruhm ertragen.

Aber war das nicht ebenfalls irgendwie heldenhaft?

**ENDE**

## BERND MEYER



*Geboren 1968 in Hamburg, wohnt mittlerweile mit seiner Familie und den Katzen etwas weiter nördlich. Schon früh verfiel er dem Rollenspiel, wo er recht viel ausprobiert hat, was den Mangel an Lieblingsgenres erklären könnte. Er machte mehrere Ausbildungen, unternahm zwischendurch das Risiko der Selbständigkeit und blieb nebenbei immer wieder beim Schreiben hängen. Im Rahmen von FOLLOW, eines Fantasy-Literaturvereins, wurden die ersten literarischen Gehversuche unternommen. Sein erstes Romanmanuskript wartet noch auf den Feinschliff, während er dann und wann die eine oder andere Kurzgeschichte schreibt.*

*Bisherige Veröffentlichungen über die eigene Internetpräsenz <http://www.bedlamboys.de> sowie in der Anthologie "Berggeister" des Mondwolf-Verlages.*

# DIE SCHATTEN DES ÆTHERS

Andreas Suchanek

Vorsichtig lugte Elisabeth um die Gangbiegung. Es war niemand zu sehen, was jedoch nicht viel bedeuten mochte. Die Wahnsinnigen waren überall, verbargen sich in den Schatten und schlugen erbarmungslos zu. Erst vor wenigen Minuten hatte Oberleutnant Ashbrooke seine Zähne in den Hals eines bedauernswerten Stewarts geschlagen. Das Blut war über den glänzenden Boden der Kombüse gespritzt, während Kenneth Ashbrooke verzückt gelächelt hatte. Das darauf einsetzende Schmatzen und Schlürfen würde sie wohl niemals wieder vergessen können.

Mit einem Kopfschütteln vertrieb Elisabeth die grauenvolle Erinnerung. Den Hand-Tesla erhoben schritt sie voran. Eine Glühbirne flackerte und Schatten tanzten über die Wände. Das Kommandodeck war in gespenstische Stille getaucht. Einzig das Dröhnen der Dampfturbinen, die das Luxalin erhitzen, war allgegenwärtig. Das Schott zur Brücke schälte sich aus dem flackernden Licht. Die Konsolen in den Wänden waren von einem der Wahnsinnigen zerschmettert worden. Schalter, Knöpfe und Hebel kulterten über den stählernen Untergrund, getrieben durch das Vibrieren des Decks. Die Gemälde der königlichen Familie lagen aufgeschlitzt am Boden, von den Rahmen waren nur Bruchstücke geblieben.

Ihre Hände zitterten, als Elisabeth ihren Zugangscode mittels der Schieberegler eingab, dann zog sie einen Hebel nach unten. Mit einem Rumpeln teilte sich das Schott in der Mitte und beide Hälften fuhren quietschend in die Wand. Sofort richtete sie den Hand-Tesla auf die einzige Person, die sich, wie erwartet, in dem Raum befand: der Kapitän.

Alfred Windsor blickte aus geröteten Augen zu ihr auf. Sein linker Arm hing schlaff am Körper herab, eine Blutlache hatte sich unter seinem Sessel ausgebreitet. Sein väterliches Lächeln entgleiste zu einer Grimasse. Mit schwerer Stimme sprach er: »Ah, Elisabeth. Es wundert mich nicht, dass Sie als letzte stehen.«

»Sir«, hauchte sie. »Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass auch Oberleutnant Ashbrooke betroffen ist.« Es mutete wie ein Wunder an, dass der Kapitän nicht ebenfalls zu einem Wahnsinnigen mutiert war. Bedächtig schob Elisabeth den Hand-Tesla in das Etui an ihrem Gürtel, bevor sie mit zwei schnellen Handgriffen das Brückenschott schloss und verriegelte. "Was können wir tun?«

»Tun?«, echote Alfred Windsor. »Nichts. Die Puderdosen haben uns hereingelegt.«

Elisabeth nickte schwer. Das war ihr längst klar. Trotzdem musste es doch etwas geben, das sie von hier aus tun konnten. Die Navigationskonsole war zertrümmert, die Beine von Leutnant Schwarzmann schauten darunter hervor. Eine Flucht war unmöglich. Die Waffen konnten nicht verwendet werden, da niemand mehr da war, um die Torpedo-Schächte und die Flechette-Werfer zu befüllen.

*Es gibt immer einen Ausweg, er muss nur gefunden werden,* hallte das Credo ihres Vaters in ihrer Erinnerung wieder. Vermut-

lich war er aber nie Lichtjahre von der Erde entfernt mit Wahnsinnigen auf einem Sternenschiff eingesperrt gewesen.

»Ich grüße Sie«, hallte eine Stimme über die Brücke.

Der gewölbte Schwarz-Weiß-Bildschirm, der gegenüber dem Kommandosessel an der Wand hing, erwachte zum Leben. Interferenzstreifen waberten über das Bild. Die Graham-Bell-Verbindung zu dem anderen Raumschiff war instabil.

Elisabeth kannte die alte Frau nicht, die ihnen entgegenblickte. Sie mochte achtzig sein, vielleicht auch neunzig. Zwar lächelte sie, doch ihre Augen blieben dabei unnatürlich kalt. Die Zähne waren gelb und schief, das graue Haar fettig und zu einem altmodischen Dutt hochgesteckt. »Sie wollen sich also widersetzen«, keifte die Alte. Mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand, dessen Fingernagel schwarz lackiert war, stach sie in Richtung des Aufnahmeobjektivs. »Aber was können Sie schon ausrichten? Nichts.«

Tränen rannen aus den Augen von Alfred Windsor. Elisabeth hatte den alten Bären noch nie weinen sehen. Es war ein ernüchternder Schock. Er nusichelte etwas in seinen braunen Vollbart, das sie jedoch nicht verstand.

Ein Lachen hallte über die Brücke. »Kommen Sie schon Kapitän, ihrem wertvollen Schiff wird schon nichts geschehen. Ich erwarte Sie.« Eine ölige Flüssigkeit floss aus dem Mund der Alten. Sprenkel davon flogen auf das Aufnahmeobjektiv.

»Nein, ich will nicht«, wimmerte Alfred Windsor.

Die Alte antwortete nur mit einem weiteren hässlichen Lachen und das schwarze Öl spritzte erneut. Ein Schauer rann über Elisabeths Körper. Die Augen des Kapitäns suchten die ihren. Sie nickte. Bedächtig zog sie den Hand-Tesla hervor. Sie nickte dem alten Bären ein letztes Mal zu, dann hob sie wie versprochen die Handfeuerwaffe und betätigte den Auslöser. Aus dem Dorn der Waffe

schoß ein blauer, sich verästelnder Strahl, der den Kapitän mitten in die Brust traf. Aufseufzend sackte er in sich zusammen, ein Lächeln auf dem Gesicht.

Ich habe gerade meinen vorgesetzten Offizier erschossen, wurde Elisabeth klar. Sollte sie dieses Gemetzel irgendwie überleben, würde sie sich dafür vor der Admiralität ihrer Majestät verantworten müssen.

»Dummes Mädchen«, hallte es über die Brücke. »Er war mein.«

Elisabeth wandte sich dem Bildschirm zu. Konsolen waren in U-Form darum herum angeordnet. Bedächtig trat sie neben den Stuhl des toten Kapitäns, so dass sie der Aufnahmelinse frontal gegenüber stand. »Du hast dir schon genug genommen«, spie sie der Vettel entgegen.

Während das Lachen der Alten über die Brücke hallte, setzte sich Elisabeth an die Navigationskonsole. Die *Europa* konnte die Richtung nicht mehr ändern, doch das Ziel lag direkt vor dem Bug des Zeppelin-förmigen Schiffes. Grimmig lächelnd schob sie den Regler für den Luxalin-Antrieb nach oben.

»Nimm deine Finger weg, dummes Gör«, keifte die Alte. »Das ist mein Schiff.«

»Es war das Schiff eines stolzen Mannes«, gab Elisabeth kalt zurück. »Es wird niemals deines sein.«

Die *Europa* setzte sich nur langsam in Bewegung, dann beschleunigte sie jedoch kontinuierlich. Gleich ist es vorbei. Elisabeth schluckte. In einem letzten Aufbäumen sollte das Sternenschiff im Feuer des Luxalin vergehen – und den Feind mit sich reißen. Auf dem Bildschirm wurde das Ziel übergroß, war nicht mehr vollständig zu erfassen. Elisabeth lächelte.



## EIN JAHR SPÄTER

»Mister Wittkamp! Schön, dass Sie uns die Ehre Ihrer Anwesenheit zuteil werden lassen«, erklang die Stimme von Oberleutnant Larkin. Mit einem Blick auf seine aufgeklappte Taschenuhr fügte er hinzu: »Und lediglich fünf Minuten zu spät. Melden Sie sich nach Ihrer Schicht beim Obermaat!«

»Aye, Sir«, bestätigte Alek und salutierte. Rory, dessen Platz an der Ortungskonsole er nun übernahm, verließ mit beschwingtem Gang die Brücke. Im Hinausgehen zwinkerte er Alek noch gehässig zu, dann war der andere Junge verschwunden. Arroganter Marsianer!

Ein Blick auf die Ortung zeigte Alek, dass die *Berlin* ihr Ziel fast erreicht hatte. Endlich, nach fast einem Jahr, hatte ihre Majestät der Entsendung eines weiteren Schiffes zugestimmt, dass das seltsame Verschwinden der *Europa* aufklären sollte.

»Bericht, Mister Wittkamp«, forderte der Oberleutnant.

»Bisher keine neuen Erkenntnisse, Sir«, meldete Alek. Er warf einen scheuen Blick zur Mitte der Kommandobrücke. Kapitän von Winterfelden thronte wie immer schweigsam in seinem Sessel, blickte ab und an auf seinen Kommandobildschirm und zwirbelte sich ansonsten seinen spitz zulaufenden Lippenbart. Oberleutnant Larkin hatte neben ihm Aufstellung bezogen, den Rücken gerade durchgestreckt, die schwarzen Haare akkurat gescheitelt, das Kinn wie anklagend auf Alek gerichtet.

*Ich bin für eine Laufbahn bei der Raummarine einfach nicht geschaffen*, ging es ihm erneut durch den Kopf. Noch vor einem Jahr hätte er es sich niemals träumen lassen, auch nur einen Fuß auf ein Luxalin-Schiff zu setzen. Die großen Zeppelin-förmigen Sternenschiffe, die von der Kraft jenes geheimnisvollen Minerals angetrieben wurden, das erst vor wenigen Jahren entdeckt wor-

den war, hatten ihm stets eine Menge Respekt eingeflößt. In dem riesigen, metallenen Ovoid über ihnen wurde das Luxalin über haushohe Dampfturbinen erhitzt, bis es seinen Aggregatzustand änderte und mit der ihm innewohnenden Kraft den Tscherenkow-Generator speiste. Noch heute rann ihm ein Schauer über den Rücken, wenn er sich an jenen Moment zurückerinnerte, als er die Gondel zum ersten Mal betreten hatte.

*Schlag dir das aus dem Kopf! Ich habe schon Elisabeth an diese verdamnten Schiffe verloren, da lass ich mir nicht auch noch mein zweites Kind nehmen,* hallte die Stimme seiner Mutter aus der Vergangenheit empor. Kind hatte sie ihn genannt. Wo er doch längst siebzehn gewesen war. Ein Wunder, dass die Raummarine ihn überhaupt angenommen hatte, traten die meisten Kadetten doch bereits mit fünfzehn bei. Ein Jahr hatte die Grundausbildung gedauert, doch jetzt versah er seinen Dienst auf der *Berlin*, die sich auf zum Rand des Sonnensystems und darüber hinaus gemacht hatte. Dort war sie verschwunden, seine Schwester. Oberleutnant Larkin mochte ihn noch so oft Decks, Bildschirme oder Dampfturbinen schrubben lassen – er würde Elisabeth mit nach Hause bringen.

Ein Blinken auf seinem Monitor brachte ihn zurück in die Realität. »Sir, die Ortung hat ein Objekt entdeckt«, meldete er. Auf dem nach außen gewölbten Schwarz-Weiß-Bildschirm wurden schematische Umrisse sichtbar. Ein metallener Federkiel, von einem eisernen Arm gehalten, flog automatisiert über ein Stück Pergament und übertrug die aufgefangenen Messwerte. Oberleutnant Larkin stapfte an den Sensortisch, zog das Blatt unter der Feder hervor und überflog die Ausgabe. »Stahl, Kupfer, ein wenig Chrom. Dazu ein geringer Anteil an Luxalin. Die übrigen Werte sind vernachlässigbar.«

»Die *Europa*«, hauchte Alek.

»Mister Wittkamp«, fauchte der Oberleutnant. »Unterlassen sie derlei Mutmaßungen. Wir werden bald nahe genug sein, um uns ein exaktes Bild zu machen. Vorher will ich so etwas nicht noch einmal hören.«

»Aye, Sir«, stieß Alek zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, was ihm einen weiteren grimmigen Blick des Ersten Offiziers einbrachte.

Der Kapitän griff nach der Papierausgabe und überflog die Niederschrift der Sensorfeder ebenfalls. »Wie lange noch, Miss Syriosa?«

Die hochgewachsene Marsianerin mit den rotblonden Haaren drehte an einem der bronzenen Schieberegler, dann erwiderte sie: »Sechsendfünfzig Minuten bis zur Ankunft, Sir.« Alek mochte Marsianer nicht. Rory war Marsianer.

Zwirbelbart – wie Alek den Kapitän stets nannte – nahm wieder Platz, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Die anderen Fähnriche behaupteten, dass der Kapitän meistens schwieg, weil er ein weiser Mann war. Alek hielt ihn einfach nur für faul.

Die darauffolgenden Minuten schienen sich ins Unendliche zu dehnen. Immer wieder starrte Alek auf die Anzeigen der Sensoren. Im Normalfall wäre er längst von Leutnant Parcel abgelöst worden, doch der Ortungsoffizier lag auf der Krankenstation des Schiffes. Eine der Luxalin-Dichtungen hatte durch einen Haarriss einen Teil der Strahlung in den Maschinenraum entlassen. Neben dem leitenden Ingenieur und einem Großteil der Techniker hatte es auch Leutnant Parcel erwischt. Es würden wohl noch einige Tage vergehen, bis der Doktor die Strahlenvergiftung vollständig behandelt hatte.

Als sie bis auf zehntausend Kilometer an das Objekt heran waren, begannen die Bugkameras zu arbeiten. Zwirbelbart und

Oberleutnant Larkin waren hinter ihn getreten, die übrigen Offiziere warfen neugierige Blicke zum Ortungsmonitor.

»Es handelt sich keinesfalls um die *Europa*«, stellte der Kapitän in seiner unnachahmlichen Weisheit fest, als er ein weiteres Blatt von der Feder des Sensorschreibers entgegen nahm. Alek fühlte eine bleierne Schwere, die sich auf sein Gemüt herabsenkte. Dann, endlich, hatte sich die Kamera justiert und auf dem Bildschirm erschien das Objekt.

»Beim heiligen Tesla, was ist das?«, stieß der Oberleutnant hervor.

Alek konnte nur mit aufgerissenen Augen auf das Ding starren, das sich auf dem Monitor abzeichnete. Ähnlich wie die *Berlin* sah es aus, mit dem riesigen, metallenen Zeppelin und der darunter angebrachten Gondel, die der Mannschaft Platz bot. Doch damit endeten die Gemeinsamkeiten auch schon. Eine ölige Flüssigkeit bewegte sich über die Außenhaut des Schiffes, bildete seltsam anmutende Formen und schien nie stillzustehen. Teile der Gondel waren zertrümmert, chitinartige Klauen ragten aus den Rissen in der Außenhaut hervor. Zudem war das Schiff mindestens drei Mal so groß wie die *Berlin*.

»Mister Takana, stellen sie ein Außenteam zusammen, wir setzen über«, befahl der Kapitän.

Der asiatische Waffenoffizier erhob sich und nickte Alek zu – als Fähnrich war er natürlich dabei, sollte Erfahrung im Außeneinsatz sammeln –, ebenso wie Leutnant Syriosa.

Der Kapitän übergab das Kommando an Oberleutnant Larkin, dann folgte auch er. Alek war sich sicher den Antworten auf die Frage nach dem Schicksal seiner Schwester noch nie so nahe gewesen zu sein.

\* \* \*

Die beiden Konstabler bildeten die Spitze der Gruppe, als das Schott am Ende der Andockröhre sich langsam öffnete. Alek hatte die Kurbel gedreht und wischte sich nun keuchend den Schweiß von der Stirn. Die Hand-Teslas im Anschlag taten sie einen Schritt nach vorne. Der Linke der beiden – Mister Schell – sog scharf die Luft ein, während der Rechte – Mister Leclerc – sich abrupt übergab. Bevor Alek sich fragen konnte, was mit den beiden sonst so disziplinierten Konstablern los war, drang der Gestank auch an seine Nase. Eine schwere Süße, gepaart mit einem Hauch von Eisen und ... er konnte es nicht benennen. Auch ihm wurde übel.

Auf ein Nicken des Kapitäns setzte sich Leutnant Syriosa ebenso wie Leutnant Takana in Bewegung.

Der asiatische Chef der Sicherheit hatte den Chrom-Arm übergestreift, der zwei Hand-Teslas sowie eine Leuchtkugel beherbergte und obendrein durch ein Servo-Gelenk die Kraft des normalen Arms erhöhte.

Die übrigen Offiziere beachteten Alek nicht, als sie nun gemeinsam das fremde Schiff betraten.

Die Wände bestanden aus dunklem Metall, das an mehreren Stellen von einer ölig stinkenden Flüssigkeit bedeckt war. Die Gemälde waren nur noch nasse Fetzen, die Holzvertäfelung war feucht und schimmelig, die Glühbirnen an der Decke zersplittert.

Als das Schott sich hinter ihnen schloss, zuckte Alek zusammen.

»Alles in Ordnung, Mister Wittkamp?« Die Stimme von Leutnant Takana klang sanft, fast verständnisvoll.

Alek nickte und brachte sogar ein verkramptes Lächeln zustande.

Aufgrund der hohen Luftfeuchtigkeit begann er stark zu schwitzen, genau wie die übrigen Offiziere - ausgenommen der Marsianerin.

Leutnant Takana hatte die in seinem Chrom-Arm eingelassene Leuchtkugel aktiviert. Ein sanfter elektrischer Impuls hatte die Glühwürmchen in ihrem Inneren dazu angeregt, ihr grün fluoreszierendes Sekret abzusondern. Die übrigen Offiziere hatten die Lichtgloben an ihren Uniformgürteln aktiviert, Alek tat es ihnen mit etwas Verspätung gleich.

»Mister Takana, Sie begeben sich in den Maschinenraum«, befahl der Kapitän. »Überprüfen Sie den Luxalin-Antrieb und den Tscherenkow-Generator. Mit etwas Glück können wir dieses seltsame Schiff bergen und mit zur Erde nehmen. Mister Sandworth, Sie sind für die Sicherheit der beiden verantwortlich.«

Takana nickte. Er warf Alek einen letzten Blick zu, dann verschwand er mit seinen Begleitern im Dunkeln. Nun waren sie also nur noch zu viert. Der Kapitän, die verdammte Marsianerin, der zweite Konstabler und er.

»Wir begeben uns zur Brücke«, erklärte der Kapitän. Mit forschenden Schritten setzte er sich an die Spitze, was natürlich jedem Sicherheitsprotokoll widersprach. Die Marsianerin schob Alek in die Mitte zwischen sich und Mister Leclerc. Im fahlen Licht der Leuchtkugeln stapften sie durch das tote Schiff. Als hätten Vandalen in den Gängen getobt fanden sie kaum noch funktionsfähige Schaltplulte oder Einrichtungsgegenstände. Kissen waren aufgeschlitzt, Wände mit eingetrocknetem Blut besprenkelt, die Teppiche zerfetzt.

»Es hat deutliche Merkmale eines Schiffes des Empires«, stellte der Kapitän fest.

Aber es ist nicht die *Europa*, kam es Alek in den Sinn. Dafür wirkt es viel zu alt.

Gemeinsam erreichten sie nach kurzer Zeit das Schott zur Brücke. Alek half dem Kapitän die Kurbel zu drehen, worauf die Hälften mit einem Quietschen auseinander fuhren. Der Raum war leer, die Konsolen tot. Ein weiteres Schott führte zur Kajüte des Kapitäns.

Im Gegensatz zum übrigen Schiff war es hier klinisch sauber. Der schwere Holzschreibtisch war blank poliert, die Glühbirne in der Decke erhellte den Raum bei ihrem Eintritt und sogar die Schlafkoje schien erst vor kurzem frisch bezogen worden zu sein. Auf dem Tisch stand eine dampfende Tasse heißen Tees. Daneben lag ein aufgeschlagener Foliant.

»Was ist das nur für ein verdammtes Geisterschiff«, fluchte der Kapitän.

Alek sah sich aufmerksam um, doch es war niemand zu sehen.

In dem langen Raum gab es etliche Ecken und Winkel, wuchtige Möbelstücke und dicke Vorhänge. Doch nirgends konnte sich jemand ernstlich verstecken.

Der Kapitän trat an den Tisch heran. Aufgeschlagen lag dort das Logbuch. Mit krakeliger Handschrift stand auf dem vergilbten Pergament etwas geschrieben, mit Permanent-Tinte für die Ewigkeit konserviert. Kapitän von Winterfelden ließ seinen Blick über die Zeilen wandern, dann stöhnte er auf.

»Es ist die *Einheit*«, hauchte er.

Eiseskälte kroch über Aleks Rücken. Das erste Schiff, das die Erde vor drei Jahren verlassen hatte, um ein benachbartes Sonnensystem anzusteuern. Ein experimenteller Luxalin-Antrieb sollte die Reisedauer auf zwei Monate verkürzen. Man hatte nie wieder etwas von der *Einheit* gehört.

»Nun schauen Sie doch nicht so«, erklang eine Stimme aus Richtung des offenen Schotts. »Mein Schiff hat sich doch gar nicht so schlecht gehalten.«

\* \* \*

Auf einen Wink der alten Frau ließ Leclerc seinen Hand-Tesla sinken und stakste – einer Marionette gleich – aus dem Raum.

»Sie haben verdammt lange gebraucht«, stellte die Alte in gespielter Liebenswürdigkeit fest. »Da hat die gute Mary wohl sehr mit sich gerungen, oh ja.«

Alek wagte es nicht, auch nur einen Ton von sich zu geben. Das graue Haar der Frau war fettig, die Zähne eitergelb. Von ihren Mundwinkeln tropfte das schwarze Öl.

"Mister Leclerc!", brüllte der Kapitän.

"Geben Sie sich keine Mühe, er kann sie nicht hören", erklärte die Alte. Leicht nach vorne gebeugt stakste sie auf den Sessel zu. Kapitän von Winterfelden sprang förmlich zur Seite. Aufseufzend ließ sich die Alte hinein sinken, nahm die Tasse auf und schlürfte genüsslich den Tee.

»Wer sind Sie?«, fragte Leutnant Syriosa mit emotionsloser Stimme.

»Marsianer waren mir schon immer am liebsten«, entgegnete die Alte. »Sie kommen immer direkt zum Punkt, ohne Schnickschnack. Andererseits sind sie auch nicht beeinflussbar.« Auf einen Wink ihrer rechten Hand hin erwachten die Schatten der Kajüte zu unheimlichen Leben. Metallene Spinnen, mit kleinen Luxalin-Kugeln auf ihrem Rücken, sprangen daraus hervor. Die mechanischen Kreaturen waren ebenfalls von der öligen Flüssigkeit umfungen, was ihre Wendigkeit jedoch nicht beeinträchtigte. Es waren insgesamt fünf die über die Marsianerin herfielen. Aus



Düsen an ihren Beinen versprühten die metallenen Bestien das schwarze Öl auf Leutnant Syriosa. Ihre Haut begann Blasen zu werfen, das hübsche Gesicht verformte sich, als wäre es nicht mehr als einfache Knetmasse. Seltsamerweise spritzte kein Blut hervor, ihr Körper fiel einfach in sich zusammen. Alek würde ihre Schreie niemals vergessen. Alles, was blieb, war ein schwarzer Fleck auf dem Teppich der Kajüte.

»Das war köstlich«, sinnierte die Alte mit genussvoll geschlossenen Augen. »Und gleichzeitig ein Problem weniger. Kommen wir also zu Ihnen beiden.« Sie nahm einen weiteren Schluck aus der Tasse. »Was mache ich nur mit euch?«

Der Kapitän bekreuzigte sich. Alek musste an sich halten, um nicht zu würgen. Leutnant Syriosa war einfach tot.

»Sie verdammtes Monstrum!«, brüllte der Kapitän. Keuchend blickte er die Alte an, dann fügte er entsetzt hinzu: »Beim großen Tesla, Sie sind Kapitän Hollow. Sie befehligten die *Einheit*. Aber warum sind Sie so ...«

»... alt? Oh mein lieber Kapitän, was Sie hier vor sich sehen, ist zweifellos der Körper von Kapitän Hollow. Ihr Geist jedoch ist von uns gegangen.«

Alek erinnerte sich an das hübsche Gesicht von Kapitän Hollow, als diese vor drei Jahren mit der *Einheit* aufgebrochen war. Sie war zweiunddreißig gewesen, das Gesicht faltenfrei und gepflegt, die schwarzen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Die Queen persönlich hatte der Offizierin und ihrer Crew den Segen gewährt.

»Was sind Sie?«, hauchte Kapitän von Winterfelden.

»Ich komme von jenseits der *Schwarzen Tore*.« Bei diesen Worten lächelte die Alte verzückt. »Dort ist es immer dunkel und feucht, unsere Essenz kann gedeihen. Bevor ich von eurem Schiff

aus meinem Frieden gerissen wurde, wusste ich nicht einmal, was Hunger bedeutet.«

»Hunger?« Die Frage des Kapitäns war kaum mehr als ein Krächzen.

»Nach der menschlichen Essenz, mein lieber Kapitän.« Die Alte lachte boshaft, wodurch ein Schwall der öligen Flüssigkeit aus ihrem Mund hervor spritzte. »Eure Welten sind so nah. Aber noch bin ich an den Pakt gebunden – solange sie mir Essenzen schickt.«

Eine dunkle Vorahnung wallte in Alek empor und er konnte den Blick von dem Gesicht der Alten nicht mehr abwenden.

»Was für ein Pakt? Welch törichtes Wesen würde mit einer solchen Kreatur wie Sie es sind einen Pakt eingehen?« Der Kapitän trat einen Schritt zurück.

»Queen Mary natürlich«, gab die Alte, von einem krächzenden Lachen untermalt, zurück. »Sie schickt mir Schiffe mit Essenzen. So wunderbaren, kraftvollen Essenzen, wie ihr es seid. Im Gegenzug versichere ich, ihr Hoheitsgebiet nicht zu betreten und sende ihr was sie benötigt, um die Essenzen zu mir zu bringen – Luxalin.«

Alek keuchte auf, fassungslos über das Gehörte. Er konnte und wollte diesem abscheulichen Geschöpf nicht glauben, dass die Königin des Empires zu einem so grausamen Handel bereit gewesen war.

Die Alte schnippte mit dem Finger der rechten Hand, worauf der Schwarz-Weiß-Bildschirm auf dem Schreibtisch zum Leben erwachte. Der Maschinenraum war darauf zu sehen. Ölige Flecken hatten sich auf dem Boden ausgebreitet. Alek erkannte eine

Chrom-Prothese in einem von ihnen, einen Hand-Tesla in einer anderen.

»Monstrum!«, schrie der Kapitän erneut und warf sich auf die Alte.

Die Spinnenautomaten sprangen auf ihn zu, ölige Flüssigkeit wurde versprüht, das Lachen der Alten erklang. Als der Kapitän zu schmelzen begann, warf Alek sich herum und rannte davon.

\* \* \*

Als Alek aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, fuhr er keuchend in die Höhe. Die Roboter hatten ihn erreicht, er war gestrauchelt, dann hatte ihn eines der Ungetüme mit seinem Spinnenbein am Kopf getroffen.

Seine Hände befühlten weichen Stoff. Er lag in einer Kojе und warmes Licht tauchte den Raum in eine heimelige Atmosphäre. Als er den Kopf wandte, blickte er in das Gesicht einer grinsenden Elisabeth.

»Elisabeth«, konnte er nur krächzen. Sein Mund war so trocken wie Marsstaub.

»Hallo du Langschläfer«, erwiderte seine Schwester. »Hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt.«

»Wo bin ich? Wir müssen den Oberleutnant warnen!«

»Beruhig dich erst mal.« Sanft drückte sie ihn zurück in das Kissen. »Die *Berlin* ist längst wieder auf dem Weg zur Erde. Oberleutnant Larkin hat einen Alarmstart befohlen, nachdem die Konstabler dich von der *Einheit* geholt hatten. Das war vor zwei Tagen.«

Die Bilder des Kapitäns kamen ihm wieder in den Sinn. Die Augen weit aufgerissen, das Gesicht nicht mehr als eine breiige Masse.

»Die anderen?«

»Niemand hat überlebt. Die Luxalin-Torpedos haben ein Trümmerfeld aus der *Einheit* gemacht«, hauchte Elisabeth. Nach einigen Augenblicken fügte sie hinzu: »Ich weiß, wie du dich fühlst. Mir ist es nicht anders ergangen. Ich bin die einzige Überlebende der *Europa*. Diese widerlichen Spinnenautomaten haben fast die gesamte Besatzung weggeschmolzen. Und die übrigen wurden wahnsinnig. Ich habe die *Einheit* am Ende mit der *Euro-pa* gerammt, konnte mich kurz zuvor noch mit einem Beiboot absetzen und habe mich im Hangar dieses Monsterschiffes versteckt.«

»Und dann hast du mich gerettet.« Alek hustete. »Eigentlich hätte es umgekehrt sein sollen.«

»Soweit kommt es noch«, widersprach Elisabeth. »Vom kleinen Bruder gerettet. Ich hätte mich nie wieder zuhause blicken lassen können. Das hat schon alles seine Richtigkeit so.« Sie zwinkerte.

Alek schluckte, als ihm die Worte der Alten wieder in den Sinn kamen. »Die Queen hat ...«

»Ja, ich weiß«, unterbrach ihn Elisabeth. »Die Queen und ihr Hofstaat – diese verdammten Puderdosen – haben uns verkauft. Schlaf jetzt. Oberleutnant Larkin wird dich bald befragen. Du wirst all deine Kraft benötigen.«

Alek merkte wie erschöpft er war. Elisabeth lächelte ihm zu. Alles war in Ordnung. Für einige Augenblicke spielte ihm das Licht im Raum einen Streich und er glaubte, in den hellblauen Augen seiner Schwester ölige Tupfen zu erkennen. Und war ihr Lächeln nicht eine Spur zu ... künstlich? Er rieb sich über die Au-

gen. Als er sie wieder öffnete, war alles wie zuvor. Es gab keine öligen Tupfer. Alek entspannte sich. Sein letzter wacher Gedanke war: Bald sind wir wieder zuhause. Das Lächeln von Elisabeth verfolgte ihn in seine Träume ...

**ENDE**

## ANDREAS SUCHANEK



*Es war der 21. März 1982, als die Stadt Landau (i. d. Pfalz) um einen Mitbewohner reicher wurde. Überspringen wir die frühen und relativ uninteressanten Jahre, und kommen direkt zum interessanten Teil. Es war das Buch »Der Kristall der Macht«, aus der Professor Zamorra-Reihe, das mich zum eifrigen Konsumenten von Romanheftserien machte. Und nach kurzer Zeit stand für mich fest: Ich will selbst etwas Gleichartiges schreiben. So erschuf ich die Internetromanserie »Das Erbe der Macht« im jungen Alter von 16 Jahren (angereichert mit einer Vielzahl an Rechtschreib- und Grammatikfehlern). Es folgten weiter Web-Projekte, Schreibübungen und der Konsum von Fachliteratur. 2008 folgte ein Book On Demand, bevor ich mich im Oktober 2010 erfolgreich für die Bastei-Heftromanserie »Sternenfaust« bewerben konnte. Bisher habe ich fünf Folgen beigesteuert, die sechste Story entsteht gerade.*

*Neben einem fertigen Fantasy-Manuskript, das ich aktuell überarbeite, schreibe ich eifrig Geschichten für Story-Wettbewerbe (wie hier zu lesen ist) und habe weitere Bewerbungen im Blick.*

*Vom Schreiben allein lässt es sich aber bisher aber noch schwer leben. Hauptberufflich ging es von der Ausbildung zum »Technischen Assistent für Informatik« direkt weiter zum Informatikstudium. Auf das Diplom folgte der Master und aktuell arbeite ich am Fraunhofer-Institut in Karlsruhe.*

# GEDANKEN AN SCHMETTERLINGE

Thomas Wüstemann

## I. DIE DRACHENBÄNDIGER

**M**ateo versuchte, wann immer er es einrichten konnte, ein Auge auf den Jungen zu haben. Zwar war er die meiste Zeit damit beschäftigt die Maschine in Betrieb zu halten, doch nutzte er jeden Gang zu den Mechanikern um nach ihm zu sehen; und wenn Fredo, der Vorarbeiter der Drachenbändiger, nach ihm verlangte, dann ließ er ihn gern ein oder zwei Minuten länger warten, und unterhielt sich stattdessen kurz mit dem Jungen. Sollte Fredo ihm beim Eintreten einen missbilligenden Blick ob der Verspätung zuwerfen, dann brummte Mateo nur in seinen Bart und sagte: »Auch du, Fredo, solltest Interesse daran haben, dass es dem Kleinen gut geht. In deiner Haut möchte ich nicht stecken, wenn ihm etwas zustößt. Seine Mutter würde dich statt ihrer Ochsen vor den Karren spannen und lachend dabei zusehen, wie du übers Feld jagst.«

Fredo wurde dann tatsächlich sehr ernst, stierte nachdenklich auf die Berechnungen und Tabellen, mit denen sein Schreibtisch geradezu tapeziert war, stemmte schließlich die Handflächen unter das Kinn, und sagte mit fast verzweifelnder, hilfesuschender Stimme: »Nun, dann pass´ gut auf ihn auf, Mateo. Unter den Drachenbändigern hat noch keiner den anderen im Stich gelassen.



Wir sind füreinander da, und dir obliegt nun die Obhut des Jungen.«

Eigentlich hatte Mateo Emilio nicht aufnehmen wollen. Er war fünfundfünfzig Jahre und hatte nicht umsonst ein kinderloses Leben geführt. Er sah sich selbst als alten Griesgram und Eigenbrötler, auch wenn seine Kollegen sehr wohl sein gutes Herz schätzten; als niemand jedenfalls, dem man die Verantwortung für einen Fünfzehnjährigen übertrug. Aber Martha, die Mutter des Jungen, hatte noch nie viel von Argumenten gehalten. Bevor sie sich darauf verließ, ihren Gegenüber im Dialog zu überzeugen, brachte sie die ganze Wucht ihrer Person aufs Tapet – immerhin war sie die Personifikation der öffentlichen Meinung im Dorf –, und so lenkte man ein, bevor man sein Gesicht vor den anderen Dorfbewohnern verlor.

»Mateo«, hatte sie ihm gesagt. »Ich sehe eine Zukunft für Emilio, und es ist nicht die eines Viehhirten. Er ist zu verträumt, um als Bauer zu enden. Nimm ihn mit, zeig ihm den Himmel. Und bring ihn nicht wieder, ehe er nicht einer der Drachenbändiger geworden ist.« Mateo wollte noch sagen, dass sein Beruf ein gefährlicher war und er keineswegs den Tod des Jungen auf seinen Schultern brauchte, aber im mexikanischen Volk war nach Jahren des Krieges endlich so etwas wie Entspannung eingetreten. Gedanken an weitere Schlachten fegte man hinfort. Nur von Ruhm und Ehre war zu hören. Er hatte nichts entgegen zu setzen. Also hatte er den Jungen mitgenommen.

Er hatte Emilio zu den Weichenstellern gesteckt, jenen schrulligen Ingenieuren, die über große Ventile den Verlauf des Dampfes durch das Schiff lenkten. Dort, so dachte er sich, war der Junge mit seinen naiven Spinnereien gut aufgehoben; sollte er doch

tagträumend durch die Gänge streifen. Außerdem konnte er so am meisten über die Schifffahrt lernen, und blieb dem Drachen selbst so fern wie möglich. Emilio hatte schnell Freude daran gefunden, mit den feinmechanischen Apparaturen in die über das Schiff verteilten Rohre zu spähen. Den Armreif mit dem Hitzedetektor trug er wie einen königlichen Schmuck. Und wenn er bei seinen Inspektionstouren durch das untere Deck zufällig einem Hoheitlichen über den Weg lief, dann verbeugte er sich mit Anstand; sein Blick aber ging nie so tief zu Boden, als dass er die Leitungen aus den Augen verloren hätte.

Mateo selbst fütterte den Drachen. Es war ein respektabler aber schmutziger Beruf, und er war stolz, ihn auf diesem besonderen Schiff verrichten zu können. Die *Acalli* war das erste Schiff, das in Auftrag und alleiniger Ausführung der neu entstandenen Republik gebaut worden war, und es stand ganz im Zeichen der Geschichte. Mateo war ein *Nahua*, ein Nachfahr der großen Azteken. So blickte er mit dem Gedanken an seine Ahnen auf den Schlund des Drachen, jedes Mal wenn er eine Schaufel Kohle ins Feuer beförderte: die metallene Verkleidung der Maschine war verziert mit Ideogrammen aus der alten Zeit, einer Darstellung von *Mictlan*, der Unterwelt, und von *Mictlantecuhtli*, dem Herrscher über die Toten. Dies war die Art der Konstrukteure, die Hierarchien an Bord zu versinnbildlichen – hier unten herrschten der Tod und das Feuer. Oben an Deck, an der Spitze des Schiffes, thronte *Ehecatl*, der Herr des Windes, und lenkte sie in der Kälte der Stratosphäre.

Mateo fühlte sich geborgen am Rande des Todes. Wenn die Spanier kamen, dachte er sich jedes Mal wenn er auf die Ideogramme auf dem Drachen blickte, dann war es an ihm – als Hüter von Mictlan – zu bestimmen, wer in die Unterwelt kam, und wer

verdammt wurde als leere Hülle weiter durch die Lüfte zu driften. Hier am Herzen der Maschine hatte Mateo außerdem eine wahrhaft physische Erfahrung der Vorgänge an Bord. Was auch auf den oberen Decks geschah, transportierte sich durch die zylindrische Gestalt des Schiffes direkt zu ihm und artikulierte sich in den unterschiedlichen Vibrationen, die fast eine eigene Sprache – seine Sprache – bildeten. Einmal hatte Emilio ihn gefragt, ob sie hier unten merken würden, wenn die Spanier kämen. Er meinte damit, ob der Tod schnell käme, aber Mateo glaubte nicht, dass die Chancen so schlecht verteilt waren und übergang den Unterton. So hatte er nur die Hand an den nächstgelegenen Stahlpfeiler gelegt und gesagt: »Wenn sie so schnurrt wie jetzt, dann sind wir auf geradem Kurs über den Ozean. Wenn wir wenden oder Fahrt aufnehmen, dann merkst du es. Der Drache spuckt dann Feuer und lässt es dich direkt in den Beinen spüren. Hast du Angst, weiche Knie vor dem Feind zu bekommen? Nun, das wirst du zwangsläufig. Die Maschine macht so einen Dampf, dass du Probleme haben wirst auf den Füßen zu bleiben!«

Emilio war danach für eine Weile auf dem kleinen Balkon verschwunden, der ihren Teil des Luftschiffs umrundete. Nachdenklich starrte der Junge in die Ferne und ließ sich den Blick nicht von der im Wind flatternden Folie trüben, die ihn von der eisigen Luft der Stratosphäre trennte. Minus siebzig Grad Celsius herrschten jetzt dort draußen und bald schon würde es noch schlimmer werden. Wenn die Spanier kämen, würden sie aufsteigen in die Weiten des Alls. Hier unten regierte der Zivilverkehr, und keine Nation konnte es sich erlauben dieses Gesetz zu brechen oder Unschuldige in ihre Kämpfe zu ziehen.

Dann aber würden sie auf Temperaturen stoßen, die einen Menschen in Sekunden töteten – eine Arena der Kälte für den

Schaukampf zwischen den Nationen. Und doch, dachte Emilio, vertrauten sie ihr Glück ganz diesem Ungeheuer an. Dem Drachen, der einem die Beine vom Boden riss, wie Mateo fast mit Bewunderung konstatiert hatte. Ein kleiner Riss im Körper des Schiffes – wie ihn eine Waffe selbst primitiver Machart leicht verursachen konnte – dann war es vorbei. Die Kälte strömte ins Innere, der Luftdruck zerriss die Wände, der Fahrtwind fegte alles was noch lebte von Bord, wo es dann in Eiskristallen zerstob.

Als Emilio den Blick nach unten senkte – er presste das Gesicht so weit in die Folie und über die Reling, bis ihm das Atmen schwer fiel – entdeckte er einen Vogel, der kaum einen Kilometer unter dem Schiff und weit über den letzten Wolken die Schwingen ausbreitete. Das Tier schien die letzten verträglichen Luftschichten unter seinen Flügeln zu sammeln und wie auf einem Kissen zu thronen. Dann stürzte es plötzlich nach unten (fast konnte Emilio den Tunnel sehen, den es sich in die Atmosphäre bohrte), und durchstieß die Wolkenwand, um sich endlich in lebendigere Regionen zu verabschieden.

*Der Vogel kann Reißaus vor dem Drachen nehmen, dachte Emilio. Ich muss gemeinsam mit dem Ungeheuer zurück zum Boden. Oder mit ihm sterben.*

## II. EMILIO

Dank seiner schnellen Auffassungsgabe konnte Emilio bald nach seinem Antritt an Bord allein durch die Gänge streifen. Wie alle Gewerke hatten die Weichensteller einen eng abgesteckten Arbeitsbereich, der auch ohne große Vorkenntnisse zu beherrschen war, gesetzt den Fall man verstand sich auf die Bedienung der entsprechenden Gerätschaften.

Neben dem Wärmearmreif, der mittels leicht erhitzbarer Chemikalien die Richtung weisen konnte, hatte Emilio ein Okular, das ihm einen Infrarotblick auf die Rohre ermöglichte. So schlich er denn mit seinem besonderen Blick auf die Welt durch die Gänge: links ein Dampfstrahl, den er zur nächsten Weiche verfolgen konnte, von dort mehrere Verzweigungen, die über drei Etagen hinweg den runden Basiskörper des Schiffs formten. Hier unten im Wartungsdeck waren die Rohre frei und kreuzten sich offenen Blicks in den Wegen. Ein Reparatursatz konnte schnell zur Kletterpartie werden. Zwar war auch hier der ästhetische Geist der Bauherren zu spüren – die Rohre waren häufig in Goldtönen verkleidet und an Wegkreuzungen mit Ornamenten und Ideogrammen verziert – in den oberen Etagen aber integrierten sie sich elegant in den Schick der Räumlichkeiten. Da die Rohre auch zum Heizen genutzt wurden, lagen sie zwangsläufig in den Zimmern der Hoheiten frei, bildeten aber im Zusammenspiel mit vorgehängten Kaminen ein Bild, das vom opulenten Lebensstil der Spanier nicht mehr zu unterscheiden war.

Nach ihrem langen Weg durch den Bauch des Schiffs erreichten die Rohre schließlich die bauschige Oberfläche, auf der an einzelnen Stationen Zelte aus Folie auftrugen, um einen einfachen Ausblick zu ermöglichen, und entließen dort ihren Dampf in die gespannten Segel, die das Schiff Richtung Europa trugen.

Emilio kannte als einer der wenigen Drachenbändiger all diese Orte. Oft hatten die Rohre Verstopfungen oder Lecks, und auch wenn ein paar funktionsunfähige Dampfwege leicht kompensiert werden konnten, ohne dass das Schiff aus der Bahn geriet, waren, wenn es in die Schlacht ging, präzise Manöver vonnöten, und Emilio sorgte dafür, dass der Fluss des Dampfes durch das Schiff stets frei war.

Er sah sich nicht als einen der Bändiger. Seine Hände waren nicht schmutzig, und durch den freien Zugang zu den oberen Decks lag sein Bewegungsradius deutlich über dem eines Arbeiters. Es hatte sich nicht viel geändert im Vergleich zu seinem Leben am Boden. Er konnte noch immer den Träumer spielen, der sich zwar für einen Viehhirten hielt, seine Zeit aber lieber damit verbrachte, Schmetterlingen auf der Wiese nachzujagen.

*Wenn die rotglühenden Dampfzirkel, die durch die Rohre schießen, Schmetterlinge wären, dachte Emilio heute, dann wäre das Okular mein Schmetterlingsnetz, mit dem ich sie in meinem Kopf konserviere. Ich darf nur den Gedanken an sie nicht verlieren.*

Links vor sich entdeckte er endlich das Leck, nach dem er gesucht hatte. Es war nicht groß, sonst hätte es ganze Gänge eingenebelt und viel früher Alarm ausgelöst. Aber solche Lecks konnten, wenn der Spanier kam, über die Wendefähigkeit des Schiffs, und damit über Leben und Tod entscheiden. Kleine Fäden aus Dampf schossen in Emilios Blickfeld, lenkten das Licht in tausend Richtungen und machten diesen Teil des Schiffs zu einem Zerrbild aus verschiedenen Perspektiven.

Emilio schloss die Weiche am Anfang des Korridors, und spürte, als der Dampf versiegte, sofort eine leichte Neigung des Schiffes, die sich schnell stabilisierte. Während er das Rohr mit selbstwachsendem halborganischem Metall bearbeitete, dachte er wieder über den unausweichlichen Angriff nach. Ein Luftschiff hatte die Eigenschaft, jeden äußerlichen Einfluss direkt auf seine Insassen zu übertragen. Kälte, die durch die Schiffswand in alle Poren drang, das leichte Schwanken im Wind oder bei einer Kursänderung, das sich direkt auf das Gleichgewicht übertrug (wie sollte man in brenzligen Situationen die Nerven behalten, wenn man

unkontrolliert mit dem Schiff pendelte!); und ja: sicher übertragen sich Geschütze auf die Mannschaft. Und sie brachten nicht Schwindel oder Kälte, sondern den Tod!

Emilio fühlte sich sehr verloren. In seinem alten Leben, da hatte er die Dinge beeinflussen können. Wenn ihm eine Pflanze einzugehen drohte, dann gab er mehr Wasser. Wenn ihm ein Pflug kaputtging, dann reparierte er ihn mit allem, was eben greifbar war – zumeist ein starkes Stück Seil. Hier war er den Geschehnissen ausgeliefert. Er hatte die Kontrolle verloren.

Mit einem lauten Seufzen betätigte Emilio das Ventil und brachte die Weiche wieder in Gang. Langsam nahm das Rot in seinem Sichtfeld zu: die Hitze kroch zurück ins Rohr. Der Fluss des Dampfes war wieder frei.

### III. DIE HOHEITEN

»Der Junge hat kaum noch Zeit mich zu besuchen. Springt nur noch auf den oberen Decks rum.«, sagte Mateo so laut, dass Emilio ihn hören musste, als die Bändiger abends in ihrem Quartier zusammen saßen. Emilio lag am Rande auf seiner Koje – wie so oft blieb er den Geselligkeiten fern – und war vertieft in ein Handbuch.

Mit einem Lachen, das in einem Röcheln endete, rettete Arlo – ein fähiger Mechaniker, wenn er nicht betrunken war – einen Becher Mezcal aus seinen zittrigen Händen auf den Tisch. »Mateo, du wühlst den ganzen Tag im Dreck. Zieh da nicht den Jungen mit rein; lass ihm seine sauberen Hände.«

»Er ist eben von der zarten Art, deshalb spielt er auch den ganzen Tag mit Zahnrädern!«, schickte Liron hinterher, der es im Mezcal-Pegel scheinbar mit Arlo aufnehmen wollte.

Emilio war das Gespräch sichtlich unangenehm - tatsächlich las er soeben einen Abschnitt über feinmechanische Zahnradgetriebe. Verlegen klappte er das Buch zusammen, und schlich zum Tisch. Arlo begleitete den Trab mit einem fletschenden Grinsen und fegte Aschereste von dem klebrigen Eck des Tisches, an dem Emilio Platz nahm. »Sei bloß froh«, sagte er zu dem Jungen indem er ihm einschenkte, »dass du nicht bei den Hoheiten gelandet bist. Dort geht es nicht so fröhlich zu. Ist leider so bei Menschen, die nur mit dem Kopf arbeiten.«

Vorsichtig nippte Emilio an seinem Glas, nicht ohne einen Seitenblick auf seinen Vormund zu werfen. Der aber sah in seinen Obhutspflichten scheinbar kein Alkoholverbot für einen Minderjährigen und war mit den Gedanken sowieso nicht am Tisch. Nachdenklich ließ Mateo die Unterlippe am Glasrand kleben, nahm dann einen beherzten Schluck und sagte:

»Macht es euch Sorgen, dass wir keine Meldung von oben bekommen? Seit Tagen sind wir auf demselben Kurs. Ist fast so, als wollten sie warten, bis die Spanier unseren Weg kreuzen. Warum gehen sie nicht in die Offensive?«

Arlo blickte auf, sichtlich verärgert, dass das Gespräch einen ernstesten Weg einschlug: »Erstmal über den Ozean kommen. Dann können wir ihnen immer noch Dampf machen.«

»Aber das wissen die Spanier auch.« Unruhig balancierte Mateo sein Glas zwischen den Händen. »Und sie werden uns abfangen, bevor wir über dem Kontinent sind.«

»Vielleicht haben sie von unserem Abflug noch gar nicht Wind bekommen. Wir haben die Spanier verjagt, also haben wir auch



ihren Geheimdienst verjagt. Vielleicht sind sie völlig ahnungslos.«

Da lachte selbst Liron hustend in sein Glas. Verschreckt schaute Emilio zwischen den Alten hin und her. Sowieso fühlte er sich unwohl in der Runde. Jetzt, da das Gespräch einen Verlauf nahm, der ihm immer mehr die eigene Ohnmacht gegenüber der Zukunft vor Augen führte, wäre er am liebsten aus dem Raum gestürmt. Sicher wusste er um die Ereignisse der letzten Zeit, und wie es um ihre Nation und ihre Mission bestellt war. Aber kam es zu Geheimdiensten, Taktik – da war er der fünfzehnjährige Junge, der in seinem Dorf alles glaubte, was ihm das Radio erzählte.

Er kannte nur das Hohelied auf Agustin de Iturbide, der dem Freiheitskampf die Wende gebracht hatte und nun oberste Hoheit auf der *Acalli* war. Iturbide war zunächst Befehlshaber der neuspanischen Armee gewesen und damit Herr über den technischen Fortschritt der Eroberer. Die mexikanischen Kämpfer hatten ihm nichts entgegenzusetzen, mit Schwertern und Pistolen standen sie der geballten Macht der Dampfmaschine gegenüber. Luftschiffe und gepanzerte Schienenwagen mähten eine blutige Schneise in die Reihen der Mexikaner. Aber dann, so lobpreiste das Hohelied der Radiosender, gewann der mexikanische Geist: Iturbide wechselte die Reihen. Und mit ihm kam auch der technische Fortschritt zu den Unabhängigkeitskämpfern.

Nur kurz nachdem die Spanier den Rückzug angetreten hatten und die Republik offiziell ausgerufen war, wurde mit den Arbeiten an der *Acalli* begonnen. Die Pläne für das Luftschiff hatte Iturbide mit einem Stapel weiterer Papiere entwendet, als er zu den Revolutionstruppen überlief. Und nun segelten sie den Spaniern entgegen, um ein für alle Mal klare Fronten zu schaffen, und die Bedrohung über dem Ozean zu beseitigen.

Im Geiste blendete Emilio das Gespräch der alten Männer aus und schaute zur Decke. Wenn er sich ganz stark konzentrierte, vermeinte er die Fußtritte der Hoheiten zu hören. Wie sie unruhig in ihren Zimmern hin und her tigerten, und sich auch keinen Rat wussten, als weiter über den Himmel zu segeln bis die Spanier kamen. Irgendwo dort war auch Iturbide und verfluchte wohl seinen Wagemut. Er mochte der Held einer Nation sein, aber hier, als Kommandant der Angriffsarmee, war er dem Verlauf der Ereignisse so ausgeliefert wie jeder an Bord. Ohne seine Mannschaft war er verloren. So hatten die Drachenbändiger am Ende vielleicht mehr Kontrolle als die oberste Hoheit selbst. Wenigstens konnten sie das Schiff steuern und notfalls die Flucht einleiten.

»Vermutlich sind die Hoheiten sehr einsam.« Bevor er noch merkte, dass er laut gesprochen hatte, wurde Emilio harsch von Mateo angefahren.

»Du magst das Gefühl haben, dass wir keine Führung haben, weil wir hier unten wenig hören. Das verstehe ich. Aber Emilio, sei vorsichtig, nicht zu hochnäsiger zu werden. Wenn es ernst wird, sind wir ganz auf die Entscheidungen der Hoheiten angewiesen!«

Damit hatte Mateo seinen Schlusspunkt für den heutigen Abend gesetzt. Mürrisch leerte er sein Glas und verließ lautstark, indem er keine Anstalten machte die Füße des Stuhls beim Zurücksetzen zu heben, den Tisch. Arlo und Liron stierten ins Leere, ob aus Trunkenheit oder aus Angst vor den von Mateo gehegten Befürchtungen, wusste Emilio nicht. Jedenfalls sah er endlich eine Möglichkeit zur Flucht und verzog sich zurück auf seine Koje. Analysen, dachte er sich, mochten das unerträgliche Warten vereinfachen. Beeinflussen konnten sie nichts.

Kurz bevor er über seinem Buch einzuschlafen drohte, warf er nochmals einen Blick zu der Runde am Tisch. Die beiden dort

Verbliebenen schienen immer schwerere Köpfe zu bekommen, ließen den Schopf tief ins Glas hängen. Flüsternd aber ging die Unterhaltung weiter. Emilio spitzte die Ohren und ließ sich von den Bruchstücken des Gesprächs, die er aufschnappen konnte, einlullen, und sich so in die Dämmerung des Schlafes führen.

»Die *Acalli*«, hörte er Arlo sagen »ist ein stolzes Schiff. Und, egal was bei der ganzen Sache `rumkommt: stolz sollten wir untergehen.«

#### IV. DRACHEN AM HIMMEL

Als die Vibrationen durch das Schiff gingen, war Emilio auf Wartungstour. Es riss ihn nicht von den Füßen, aber er spürte die Angst im ganzen Körper. Da war es: das Wendemanöver.

Er war tief im Inneren des Schiffskörpers und so brauchte er eine Weile, bis er den nächsten Balkon erreichte. Während er über Rohre hechtete, pflanzte sich das Dröhnen des Drachens über die Wände und Böden bis in seine Fingerspitzen fort. Er stellte sich Mateo vor, der jetzt mehr denn je mit dem großen Drachen rang; mit jeder Schaufel Kohle, die er in den Schlund der Bestie warf, auch sein eigenes und Emilios Schicksal mehr in die Hände des Schiffes legte.

Dann war er draußen. Zunächst sah er nur den dünnen Streifen Abendrot, der sich tief unter ihm, in den letzten Wolken, tausendfach widerspiegelte und sich in getönte Watte verwandelte. Jetzt war auch das Rund des Planetenkörpers zu sehen. Sie verließen die letzten Atmosphäreschichten. Und wie sie höher stiegen und die Brechung des Lichts abnahm, ließ auch die strahlende Kraft des Abendrots nach. Hier oben war es nur kalt und von ei-

ner Helligkeit, die ein seltsam nüchternes Bild des Bevorstehenden zeichnete.

Dann schärfte sich sein Blick – was er für einen Fleck auf der Folie gehalten hatte, war der winzige Bug eines Schiffs, das schnell näher kam. Es sah überhaupt nicht nach Gefahr aus.

Langsam verschwanden die Spanier wieder aus dem Sichtfeld. Die *Acalli* machte eine scharfe Drehung nach links, um nicht mit voller Breitseite im Schussfeld der Angreifer zu stehen. Sie wollten sie kommen lassen. Das war die einzige Chance des mexikanischen Schiffs – der Nahkampf.

Hinter Emilio wurde das Getrappel lauter. Das ganze Schiff war in Aufruhr. Jeder erledigte seine Pflichten doppelt, nur um etwas zu tun zu haben.

Jetzt erinnerte er sich auch seiner eigenen Aufgaben. Es war an ihm, das Schiff kampftauglich zu halten; den Dampf zu lenken, wenn Leitungen im Kampf beschädigt wurden. Aber noch war Zeit.

Als Emilio den Heizsaal betrat, hatte er das plötzliche Gefühl, mitten in der Schlacht zu sein. Mateo war in Kohlestaub eingehüllt und wirbelte in wilder Raserei durch den Raum. Er wurde jetzt von zwei Heizern unterstützt, deren Gesichter Emilio kaum ausmachen konnte: nur ein schmaler Streifen um die Augen und auf der Stirn war vom Schweiß frei gewaschen, der Rest des Körpers war schwarz und zeichnete sie als namenlose Höllendiener.

»Emilio! Mach dass du fortkommst. Die Republik braucht jetzt jeden Mann auf seinem Posten!« Mateo schaute aus wilden Augen auf ihn. Er schien vergessen zu haben, dass er nicht mit einem trainierten Mitglied der Flotte sprach, sondern mit einem Jungen, der einen Monat zuvor noch mit Kühen statt mit Drachen gekämpft hatte.

»Mateo..« Er wollte ihm sagen, welche Angst er hatte. Er wollte Trost und Mut spendende Worte, und schließlich wollte er ihm wohl Lebewohl sagen. In diesem Moment aber erschütterte der erste Treffer das Schiff.

Ein Beben ging durch die Balken und Rohre, in einer Ecke des Saals schoss Dampf aus einem winzigen Leck. Kohlestaub wurde aufgewirbelt, verharrte in der zunehmenden Schwerelosigkeit in der Luft und umtanzte die Heizer in dämonischen Figuren, bevor einer von ihnen die Geistesgegenwart besaß, die Weiche zu schließen.

Noch einmal drehte sich Mateo zu ihm um: »Es ist nicht die Zeit, Emilio. Versuche tapfer zu sein und wenn alles überstanden ist, dann stimmen wir ein Siegeslied an und fliegen nach Hause.«

Unschlüssig stand Emilio inmitten des Chaos und wusste nicht ob er gehen oder auf den Trost seines Obhuts bestehen sollte. »Wenn alles überstanden ist – und falls wir uns wiedersehen.«

Ein weiterer Einschlag ließ das Schiff schwanken. Niemand kümmerte sich mehr um ihn. Als er aber auf wackeligen Beinen einen Entschluss zu fassen versuchte, wurde er von hinten gepackt.

»Wusst´ ich doch wo ich dich finde!« Er wurde herumgewirbelt und starrte in die geröteten Augen von Cuarto, dem Vorsteher der Weichensteller. Sein Okular war ihm von der Nase gerutscht und hing ihm nun wie eine eigenartige Waffe unter dem Kinn. »Wir brauchen deine Hilfe!«

Ohne ein weiteres Wort wurde Emilio aus dem Saal und durch die Eingeweide des Schiffes geschleift. Er ließ sich treiben. Cuartos Hand hielt ihn fest gepackt – alles, was Emilio in diesem Moment leisten musste, war, seine fahrigen Schritte, die in der geringen Schwerkraft jetzt fast im Leeren ruderten, dem Tempo anzu-

passen und nicht vor Angst durchzudrehen. Die Wände des Schiffes waren nun nicht mehr die schützende Hülle vor der menschenfeindlichen Außenwelt des Alls, sondern lediglich ein Hindernis zwischen zwei Schauplätzen. Gekämpft wurde innen wie außen. Hier, im Bauch des Schiffes, taten die Drachenbändiger ihr Bestes, alles zu reparieren und einsatzfähig zu halten. Überall sah Emilio kleine Dampffontänen und inmitten der Wirbel und Schwaden gesichtslose Menschen, die gegen die Technik kämpften. Und wann immer Cuarto ihn an einem der kleinen Balkonfenster vorüber zog, sah er vor dem dunklen Hintergrund des Sternenhimmels auch dort draußen Fragmente von Kämpfen. Die Gesichter waren hinter Apparaten verborgen, die sie mehr dem Schiff angingen, als sie noch menschlich erscheinen zu lassen. Sie hingen an langen Schläuchen und wirkten wenig selbstbestimmt. Hinter ihnen sah Emilio immer wieder kleinere Explosionen.

*So ist es also wenn Drachen kämpfen, dachte er. Man lässt alles Menschliche fallen und wird Teil der Bestie.*

Erst als Cuarto plötzlich stoppte, löste sich Emilio aus dem Strudel der Eindrücke und blickte auf. Sie standen vor einem großen Ventil und mit ihnen waren zwei weitere Weichensteller, die betretene Gesichter machten.

»Dies ist die Hauptader der *Acalli*, die das große Rahsegel antreibt«, sagte Cuarto. »Sie ist leck. Wir sind ohne Antrieb.«

Jetzt trat – vielmehr: schwebte – einer der Weichensteller vor, dessen Namen Emilio nicht kannte. Während er sprach, schraubte er an etwas herum, dessen Zweck nicht sofort ersichtlich war, dessen Form aber entfernt an das Gesicht eines Pantomimen erinnerte – ausdruckslos und bleich (es war aus Silber), mit großen Aussparungen für die Augen. Die Vorstellung, ein solches Gerät

auf dem Kopf zu tragen – denn das, wurde ihm jetzt klar, war der bestimmte Einsatzort – verursachte in Emilio Übelkeit.

»Das Problem ist, dass wir durch die Kampfhandlungen nicht mehr in die oberen Schiffsbereiche kommen. Der einzige Zugang ist das Rohr selbst«, sagte der Weichensteller. »Und nur du bist klein genug, um hinein zu passen.«

Er hob die Maske. »Setz' das auf.«

Ungläubig nahm Emilio das Gerät an sich. Im Innern sah er kleine Polster, mit einem wabenartigen Netz überzogen. Als er es berührte spürte er eine gelartige Substanz. »Sauerstoff«, sagte der Weichensteller. »Es wird stickig da drinnen.«

Aller Widerstand strömte aus Emilio heraus. Dann sollte es halt so sein. Er wurde einer der Gesichtslosen, ein Rad im Getriebe der Drachenbändiger und erfüllte seine Pflicht. Vorbei waren die Träumereien.

Er setzte die Maske auf und spürte sofort, wie kühle Luft sich über die Waben auf seine Haut legte. Die Weichensteller öffneten eine Klappe an dem Ventil und bedeuteten ihm mit ausladenden Gesten hineinzukriechen.

*Von jetzt an*, dachte Emilio noch, *sehe ich alles aus dem Blickfeld des Drachen*. Dann war er im Inneren und die Klappe flog zu.

Er wagte sofort den Blick nach oben. Der Schacht des Rohres ging senkrecht durch das Schiff, so konnte er gut das Ende erkennen, das sich zum Weltall öffnete. Dort hatte sich automatisch ein Folienzelt aufgespannt, als das Schiff den Druckabfall registriert hatte. Zwischen dem Ausgang und dem Boden zeichneten sich diverse Lichtkegel – überall dort, wo die beständigen Erschütterungen ein Loch in der Leitung verursacht hatten. Emilio machte sich an den Aufstieg; er musste nur die Verkleidung des Rohres loslassen und sich nach oben treiben lassen.

Die ersten Risse hatte er schnell repariert. Sie maßen nur Millimeter und waren keine Hürde für das schnell wachsende Metall. Langsam aber begann ihn die allgegenwärtige Stimme des Schiffes aufzureiben. Durch jedes winzige Loch drangen die Klagen der Besatzung zu ihm. Ein Wispern aus Angst, Hilflosigkeit und Scham, der paar armen Seelen, die nichts an der Situation tun konnten, und doch gewohnt waren, alles im Griff zu haben. Einmal spähte er in ein dunkles Schlafgemach und sah den schluchzenden Körper eines Offiziers. Er hörte nichts. In diesen Stunden glich das Weinen der Stille des Alls.

Auf Höhe des Oberdecks, an einem größeren Leck, sah er ihn: Iturbide. Es war tatsächlich die Kabine des Kapitäns. Iturbide selbst war im Gespräch mit einer anderen Hoheit, aber die Maske hinderte Emilio daran, alles zu verstehen.

»Wir sind manövrierunfähig und zahlenmäßig in der Minderheit«, sagte eben die Hoheit, die nicht Iturbide war, aber dank der unsäglichen Perücke fast das gleiche Aussehen hatte. »Und die Spanier haben noch nicht einmal all ihre Waffen ausgepackt.«

Die Antwort des Kommandanten konnte Emilio nicht ausmachen. Er sprach leise und sichtlich entspannt. Sofort nahm auch die Nervosität der anderen Hoheit ab, schien sich aber alsbald in Fatalismus zu wandeln: »Ich kann es versuchen. Aber alle Männer, die wir noch aufbringen können, sitzen zitternd in ihren Kojen. Sie werden die Schlacht nicht wenden.«

Wieder sprach Iturbide, und wieder strahlte er ruhige Souveränität aus. Ermunternd klopfte er dem anderen auf die Schulter, und verließ in schwebenden Schritten den Raum. Die Hoheit, deren Maske aus Schminke bei näherer Betrachtung desolat wirkte, blieb allein zurück und murmelte: »Durchhalteparolen werden uns nicht retten!«



Emilio arbeitete sich weiter durch den Schacht und war bald am oberen Ende angelangt. Hier hatte der kurzzeitige Druckausgleich, bevor die Folie aufgegangen war, immensen Schaden angerichtet. Der Aufsatz des Rohres auf der Schiffsoberfläche, der den Dampf richtete und das Segel antrieb, sah aus wie ein Wassertropfen, der genau in dem Moment, da er auf einen See traf, eingefroren worden war. Würde man jetzt die Weiche in Gang setzen, würde der Dampf sich über das gesamte Schiff verteilen und die wenige Bewegung, die durch die Trägheit noch vorhanden war, gänzlich abbremsen.

Emilio betrachtete das zersplitterte Ende des Schachtes.

*Calani* hieß in der Sprache der *Nahua* die Vibration des Metalls, die sowohl erschaffen als auch zerstören konnte. Als Drachenbändiger hatte er beides in seiner Macht. Er entfernte den zersprengten Kranz des Rohres und begann langsam damit, neue Struktur aufzubauen.

Plötzlich wurde es hektisch um ihn. Überall bauschten sich Folien auf, Luken öffneten sich und Männer in kupferfarbenen Metallanzügen stampften zur Oberfläche. Kurz war ein Innehalten der Kampfhandlungen am Rande des Schiffes zu spüren. Nicht dass die Spanier die Verstärkung gefürchtet hätten. Das Signal aber, das die *Acalli* mit diesem Zug an ihre Männer gab, hatte genau den motivierenden Effekt, der gewünscht war, und verschob kurzzeitig das Kräfteverhältnis zugunsten der Mexikaner. Dann trat Iturbide auf.

Nur durch die dünne Folie vor der Kälte des Alls geschützt, erschien er, wie ihn die Legende versprach: in edler Uniform, mit stolz gestrecktem Rücken, die Hände lässig hinter dem Körper verschränkt.

Emilio stand genau zwischen ihm und der Truppe und versuchte so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf sich zu ziehen, als Iturbide bedächtig die Hand hob.

»Dieser Kampf«, sprach er mit einer solch eindringlichen Stimme, dass Emilio kurz vergaß zu arbeiten. »hat nicht einmal richtig begonnen. Ihr steht Mann gegen Mann. Das heißt: ihr habt es in der Hand!«

Emilio hatte an dieser Stelle Jubel erwartet. So kannte er es aus den Radiosendungen. Die Truppe aber war sehr verhalten. Vereinzelt wurden Fäuste in die Höhe gestreckt, die meisten aber waren damit beschäftigt, ihre Schutzkleidung anzulegen.

»Die Zukunft der mexikanischen Republik liegt auf diesem Schiff und kein einzelner Mann wird sie bestimmen! Gemeinsam haltet Stand! Gemeinsam siegt!«

Die ersten Folienzelte implodierten. Gesichtlose Kämpfer, die über Schläuche mit dem Schiff verbunden waren, stürmten aus den Kokons und warfen sich über den Rand des Schiffes. Die leichte Gravitation, die noch immer vorherrschte, trieb sie nach unten – ins Zentrum der Schlacht. Emilio vermeinte Blitze zu sehen, als sie auf die spanischen Truppen trafen, wahrscheinlicher aber entstammte diese Illusion seinem überlasteten Gehirn, das alles überdramatisierte.

Vor den letzten Nachzüglern versuchte Iturbide nochmals Gehör zu finden: »Viele von euch werden sterben. Das ist tragisch. Aber mit eurem Tod werdet ihr dazu beitragen, dass die Republik überdauert. Und mit ihr auch die Gedanken an die Männer, die für das Vaterland gestorben sind – und es gerettet haben!«

Irgendwann sprach Iturbide nur noch zu Emilio. Im All wurden keine Geräusche übermittelt sobald man die schalltragenden Elemente verlassen hatte, und die Kämpfer hatten es nicht als wichtig genug erachtet, weiter ihrem Führer zu lauschen. So

senkte sich der Blick des Kommandanten bei den letzten Worten auf den jungen Drachenbändiger. Und plötzlich hatte Emilio das Gefühl, dass Iturbide mehr zu sich selbst als zu seinen Männern gesprochen hatte. Die Ruhe und Souveränität der Gesten spiegelte sich in den Augen des Anführers als Leere wieder.

*Er weiß auch nicht, was er tun soll,* wurde Emilio bewusst. *Er ist so verloren wie ich.*

Die scheinbare Gefasstheit, das taktische Kalkül, waren nichts als Hilflosigkeit. Niemand an Bord hatte es als einzelne Person in der Hand. Geschmeidig wie er gekommen war, fast schwebend in der Schwerelosigkeit, verschwand Iturbide von der Oberfläche.

Als Emilio zu Boden schaute, stellte er fest, dass die Arbeit getan war. Das Rohr war intakt und die *Acalli* damit wieder manövrierfähig. Er hatte seinen Teil geleistet. Einen Moment des Durchatmens wollte er sich noch gönnen, bevor er sich an den Abstieg machte.

Langsam drehte sich Emilio im Kreis. Durch die Folienkuppel hatte er eine Rundumsicht auf die Schlacht. Es sah gut aus für sie.

Die Mexikaner zeichneten sich durch Wendigkeit aus. Selbst die höchsten Ränge unter ihnen waren ehemalige Arbeiter, geschult durch jahrelangen Widerstandskampf. Während die Spanier in den Frontalangriff gingen, setzten sich die mexikanischen Kämpfer mit einem geschickten Salto in der Schwerelosigkeit in ihren Rücken und durchschnitten mit einer einzigen Bewegung die Schläuche der Angreifer, die sie mit dem spanischen Schiff verbanden. Als Emilio den ersten Blick auf das Schlachtfeld warf, wurde ihm die Sicht bereits durch große Fontänen aus komprimierter Luft getrübt, die nun langsam einen Nebel zwischen den Kämpfenden bildeten.

Die zahlenmäßige Überlegenheit der Spanier war immer noch deutlich, reduzierte sich jedoch exponentiell. Wie Artisten sah er

immer wieder Kämpfer aus dem Malstrom der verlorenen Luft tauchen und kurz das Messer ansetzen. Dann schwebte wieder ein neuer Leichnam zwischen den Schiffen.

Waren die Toten bereits durch die sperrigen Raumanzüge entmenschlicht, erschienen sie Emilio wie seltsame seelenlose Apparate, als sie gemächlich dem Lauf des Schiffes folgten. Sobald sie das Schlachtfeld verlassen hatten, nahmen sie an Fahrt auf, ohne aber die Umlaufbahn der *Acalli* zu verlassen. So sammelte sich bald ein ganzer Friedhof um *Ehecatl*, der die Spitze des Schiffes als Galionsfigur schmückte und doch eigentlich als Hoffnungsträger dienen sollte. Was er, wenn man es genau betrachtete und die Spanier gänzlich entmenschlichte, auch erfüllte. War es doch ein spanischer Friedhof vor seiner Nase.

Bevor sich Emilio noch einmal um die eigene Achse gedreht hatte, war die Schlacht soweit gewendet, dass ein großer Teil der Längsseite des Schiffes frei von Kämpfern war. Jetzt kamen die Geschütze in Stellung. Beide Schiffe explodierten in Rauch, der sich in Zeitlupe an der Bordwand entlang fraß. Die Kugeln bahnten sich lautlos ihren Weg über die Kluft.

Emilio spürte die Einschläge, aber sie hatten nicht die gleiche Wirkung, wie er sie aus Jahren des Befreiungskrieges vom Boden kannte. Das Schiff erschütterte nicht – es schwankte. Die Trägheit zeigte sich in den Weiten des Alls mächtiger und zugleich langsamer.

Dann riss die gesamte Länge des spanischen Schiffes auf. Es sah nach einem Volltreffer aus. Teile der Wandverkleidung schleuderten ins All, die dahinter liegenden Verstrebungen stürzten in sich zusammen. Staub schwebte vor der Szenerie, so dass der angerichtete Schaden nicht auszumachen war. Emilio stellte

sich die Spanier vor – erstarrt in stummen Schreien, als die Dekompression sie kalt erwischte. Ja, es sah gut aus für die *Acalli*.

Emilio wandte sich zum Gehen. Er wollte Mateo suchen, wollte, jetzt wo die Schlacht im Abklingen war, gemeinsam mit ihm auf den Tag zurückschauen und über die Verwirrungen lachen, die in der Hektik geschehen waren.

Als er noch einen Blick zurück warf, sah er, dass sich der Nebel aus Staub vor dem spanischen Schiff gelichtet hatte. Er schaute in eine Kammer, die von den eigentlichen Decks getrennt war. Die Bruchkante um die Öffnung war sauber, fast als hätte sich eine Tür ins Innere geöffnet. Dort warteten weitere Spanier, alle trugen Raumanzüge und viele standen hinter großen Geschützen verborgen.

Diese Tatsache allein, so schockierend und lähmend sie auf manche der Kämpfer wirkte, hätte wohl nicht gereicht das Kräfteverhältnis zu verschieben. Die *Acalli* hätte sich aus der Schussbahn gedreht und die Männer wieder den Einzelkampf aufgenommen. Im Hintergrund des Raumes aber sah Emilio nun den wahren Drachen der Spanier. Ein kugelförmiges Gerät mit einem Durchmesser von drei Metern schob sich durch die Angreifer und auf das Schlachtfeld. Es war aus glänzendem Metall, mit deutlich hervorstechenden Nietten. An der Vorderseite befanden sich ein kleines Rundfenster und mehrere Greifer und Waffenarme. Eine Höllenmaschine, von der man erwarten mochte, dass sie jeden Moment Feuer spuckte. An der Rückseite war, wie Emilio es erwartet hatte, ein Luftschlauch, der ins Innere des Schiffes auslief. Dieser aber war mit unzähligen Metall-Gliedern verkleidet. Eine sichere Burg für den Aggressor.

Langsam schwebte der Drache über die Kämpfenden hinweg. Im Vorbeiziehen riss er Schläuche, die in seinem Weg lagen, aus

den Halterungen und achtete wenig darauf, Freund von Feind zu unterscheiden. Männer, die sich versuchten in seinen Rücken und auf den Schlauch zu setzen, schüttelte er leichtfertig ab. Er steuerte auf die *Acalli* zu.

Kurz zuvor hatte Emilio tatsächlich einen Anflug von Hoffnung gehabt. Jetzt stand er wieder im Angesicht des Drachens und dieser hier war feindlich gesinnt.

*Mateo, was würdest du zu der Bestie sagen? Würdest du es mit einem Lächeln abtun, und mir erklären, dass dieses dampfspuckende Ungetüm ganz so aussieht wie Ayauhteotl, die Göttin des Dampfes und des Nebels, die auch die Göttin der Eitelkeit ist? Und dass Eitelkeit noch nie zum Sieg geführt hat?* Emilio wusste, was er sagen musste. Ein Blick auf seine Werkzeuge zeigte ihm, dass dieses eine Mal tatsächlich eine Person das Schicksal der anderen in der Hand hatte.

Er berührte die silberne Maske auf seinem Gesicht. Im Moment wollte er sie lieber als Totem betrachten, als Schutzgeist und Talisman, denn als technologischen Parasiten, der ihn seiner Mimik beraubte.

Mateo hatte ihm einmal von den *Nahua* der Huasteca-Region erzählt, die den Frühling als *Mēcoz*, als maskierte Geister der Unterwelt begingen. Lieber hätte er jetzt sein Okular bei sich getragen, das ihm erlaubte, die Schmetterlinge zu sehen. Aber vorbei war die Träumerei. Er war jetzt einer der Unterwelt. Ein echter Drachenbändiger.

Emilio ballte die Faust um sein Werkzeug. Vier Minuten hatte er Zeit, bevor die Dekompression ihn tötete. Entschlossen trat er in die Folie, die allzu leicht nachgab. Er hörte ein Reißen, zischend entwich die Luft, dann war jedes Geräusch verschwunden.

Mit einem kräftigen Tritt stieß sich Emilio von der Oberfläche der *Acalli* ab. Der Drachen hatte sich an die Seite des Schiffes gesetzt und bearbeitete die Rohre und Streben mit seinem Greifwerkzeug. Nicht mehr lang, und er hätte die Struktur des Schiffskörpers derart beschädigt, dass die *Acalli* unrettbar in die Weiten des Alls abgedriftet wäre.

Emilio beschrieb einen großen Bogen und sank dann langsam an der Schiffswand entlang, eben dahin, wo die verbliebene Gravitation des Planeten ihn hinführte: genau in die Arme der Bestie.

Viele der Bändiger aus den unteren Decks hatten sich an den Balkonen versammelt. Ihre Arbeit war getan. Die Schlacht fand nun in der Starre und der Stille des Alls ihr Ende. Sah er Mateo? Das konnte er nicht mit Gewissheit sagen. Die Gestalten an der Außenwand des Schiffes waren eingehüllt in Kohlestaub und ihre schreckerstarrten Münder und die weißen Augen waren nicht zu unterscheiden. Er wünschte es sich. Er wollte, dass Mateo ihn sah, wenn er alles Träumen aufgab.

So sank er auf den Rücken des Ungetüms und landete genau auf seiner Lebensader – dem metallverkleideten Schlauch. Er griff an seinen Gürtel. Ein Soldat mochte sein Schwert haben und damit viel bewirken. Aber nur ein Drachenbändiger konnte Metall beeinflussen, es erschaffen und zerstören. Der Druck auf seiner Brust wurde zunehmend stärker. Er hatte noch zwei Minuten.

Es ging ihm viel einfacher von der Hand als er gedacht hatte. Das Metall der Spanier war weich. Emilio vermutete, dass es mit Gold durchsetzt war. Überdauernd aber nachgiebig. Bald sah er einen schmalen Streifen ausströmender Luft.

*Mateo, dachte er. Wenn du mich siehst, erinnere dich an mich, wie wir uns das letzte Mal begegnet sind. Da war ich noch frei.*

\* \* \*

Mateo stand an einem der zahlreichen Balkone und beobachtete den Untergang der Spanier. Ihre Soldaten waren im Kampf unterlegen – sie besaßen nicht die nötige Opfertugend – und hatten alles auf eine Karte gesetzt. Aber nun saß Emilio, sein Schützling, rittlings auf dem Drachen und vor ihm schoss eine Fontäne aus Luft in die Höhe.

Das silbern glänzende Gesicht sank langsam zur Brust. Mateo wusste nicht, wohin Emilios Blick ging, spürte ihn aber unweigerlich auf sich selbst.

Er konnte sich nicht abwenden. Auch als der Körper des Jungen vollends erschlaffte und die Eiskristalle von der Maske über seinen Kopf und Hals wanderten, um ihn in seinem letzten Ausdruck zu konservieren: Mateo erschien es fast entspannt, als Emilio über den Rand des Drachen in den Abgrund stürzte – ob aus innerer Ruhe oder aus Hilflosigkeit, das wusste er nicht.

## V. DER WEG DER GESCHICHTE

Da war sie also: die Geschichte von Emilio, der sich vom Drachenbändiger zum -bezwinger aufschwang. Eine Geschichte, so meinte Mateo, die Potential zur Legende hatte; nur seiner, das wusste er auch, würde sich niemand erinnern. Dabei war er es, dem die herzlose Aufgabe zukam, Martha zu unterrichten.

Einer Mutter waren Geschichten gleich. Ob ihr Sohn als Held starb oder nur durch einen hässlichen Zufall zählte nicht. Anekdoten würden ihr nicht helfen, die bittere Nachricht den Trauer Gästen zu vermitteln, bei einem Begräbnis, das ohne Ehrung des toten Körpers auskommen musste.

Gleichzeitig, dachte sich Mateo, würden die Begleitumstände des Todes ihm die Aufgabe erleichtern. Ihm käme nur die Rolle



des Tröstenden zu. Die Fakten, oder das, was die Legende aus ihnen machte, würde Martha schon vom Wind erfahren haben.

Hier oben begann die Geschichte; hoch über der Stratosphäre, zwischen den Drachenbändigern (deren Sohn Emilio ebenso war) und den Hoheiten. Hier würde sie bleiben, solange das Schiff aus den Weiten des Alls in die Atmosphäre eintauchte. Sobald es aber am Dock festmachte, und der erste Stiefel eines Matrosen mexikanischen Boden betrat, trüge er die Geschichte mit sich. Und wispernd zunächst und unter der Hand würde sie sich weiter verbreiten bis sie den ersten Beamten erreichte. Der würde das Potential erkennen, und sicher würde es nicht lange dauern, bis er Gesänge dichten ließe, und bis ein Denkmal errichtet wäre, das Emilio – dem wahren Emilio im Gegensatz zum historischen – nicht im geringsten gliche.

Mateo wusste nicht ob Martha zuerst die Gesänge hören würde (wenigstens würde der Schock dann durch eine sanfte Stimme überbracht), oder ob sie das Geschehene über den landesweiten Rundfunk erfuhr.

Ihm, Mateo, aber bliebe nur, Martha in die Arme zu nehmen und zu sagen:

»Emilio hat bis zum Ende gewagt zu träumen.«

**ENDE**

## THOMAS WÜSTEMANN



*Geboren 1982 in Rostock und dort Kindheit und Jugend verlebt. Angefangen mit Animation, dann sehr aktiv in der regionalen Indie-Filmszene Mecklenburg Vorpommerns, wo ich lange Zeit Kurz- und Experimentalfilme gedreht habe, um mich dann langsam kommerziellen Projekten zuzuwenden.*

*2005 ging ich nach Berlin (das ich heute als meine Heimat ansehe) und gründete hier mein eigenes Unternehmen »Morphium Film«, in dem ich als Autor, Regisseur und Produzent auftrete. Konzentrierten sich die Produktionen anfangs hauptsächlich auf Werbe- und Imagefilme, ist das Themenspektrum inzwischen breit gefächert.*

*Ein starker Fokus liegt aber auf dem Thema Gaming, mit dem ich mich in diversen kommerziellen und nichtkommerziellen Formaten beschäftigt habe; das bekannteste wohl die inzwischen drei Staffeln umfassende Webserie »Bubble Universe«. Hier soll die Reise auch noch weiter gehen.*

# DIE LETZTE GRENZE

Dieter Bohn

**E**ine Frau? Mir kommt keine Frau an Bord!« Nicolas John McGuire III hielt es nicht mehr in seinem Sessel. Sein Gesicht war puterrot. »Und schon gar nicht eine Lady Thornton! Wenn sich diese Suffragette beweisen will, soll sie Polo spielen!«

Die missbilligenden Blicke einiger anderer Mitglieder des Hershley-Clubs in Oxford richteten sich auf die beiden Männer, die sich bis gerade noch in angemessenem Tonfall in einer Ecke des blauen Salons unterhalten hatten.

»Gemach, lieber Nicolas! Ihr vergesst Eure gute Erziehung!« Lord Ralph Cumberland richtete das Mundstück seiner Pfeife anklagend auf seinen Freund. »Lord Thornton ist ein Earl des Commonwealth, ein Mitglied des Unterhauses ... und unser wichtigster Geldgeber. Dem schlägt man nicht so einfach einen Wunsch ab.«

»Einen Wunsch? Nur weil seine ungezogene Tochter den *Wunsch* nach etwas Aufregung verspürt, kommt mir keine Frau an Bord der *Explorer*!«

»Nun, da hinter diesem *Wunsch* unser größter Mäzen steht, ist es wohl eher ein *Befehl*.« Das Mundstück der Pfeife verschwand wieder in der gepflegten Fülle seines üppigen Barts.

»Dies ist kein Sommernachtsausflug zu den Scharrbildern von Avebury. Wir setzen unser Leben aufs Spiel, um dorthin zu gehen, wo noch nie ein Mensch zuvor gewesen ist! Die Chancen stehen

fünzig zu fünfzig, dass wir nicht zurückkehren. Was sagt denn Lord Thornton dazu? Hat er keine Angst um sein Töchterchen?« McGuire warf entschuldigende Blicke zu den Männern im Salon. Dann richtete der Mittdreißiger seinen Gehrock und ließ sich wieder in seinem Sessel nieder.

»Nun, Lady Ellen ist ein wenig ... geradlinig in ihrem Temperament. Wenn sie erst einmal Fahrt aufgenommen hat, ist sie wie ein Dampfross, das niemand so schnell stoppen kann. Außerdem munkelt man, dass Lord Thornton ohnedies nicht viel zu sagen hat. Sie ist die Älteste von sechs Schwestern. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter hat sie das Regiment im Hause Thornton übernommen. Letztes Jahr hat sie Kimberley auf seiner Expedition durch den Schwarzen Kontinent begleitet und davor war sie mit Lambermont in der Antarktis. Ihr seht, mein Freund, Master Thornton ist die Angst um sein Töchterlein gewohnt.«

»Mit einem Schlitten durch das Ewige Eis oder auf Dromedaren durch Dschungel und Wüsten ist eines, aber hier reden wir von einer Reise mit einer Rakete zu den Planetenräumen!«

\* \* \*

Nicolas John McGuire III starrte wie ein verschrecktes Kaninchen auf die feingeschnittene Hand, die sich ihm forsch entgegenstreckte.

»Gehe ich recht in der Annahme, dass auch Sie ein großer Liebhaber der Werke von Jules Verne sind?«, fragte der Rest, der irgendwo an der Hand hing und der Nicolas nur als weißes Kleid ins Bewusstsein drang. Dieses Mädchen – diese Frau – legte ein reichlich ungebührliches Verhalten an den Tag. Nicolas' Augen wanderte den rüschenbesetzten Arm hinauf, bis er in zwei grüne Augen blickte, die ihn im Schein der Gaslaternen frech ansahen.

Sie hatte ein schmales Gesicht. Zu schmal für Damen ihres Standes, deren Lebenszweck sich üblicherweise scheinbar darin erschöpfte, auf Gesellschaften zu promenieren und sich mit erlesenen Speisen zu mästen.

»Natürlich!«, wollte er sagen, aber es kamen nur gegurgelte Laute aus seinem Mund. Die Luft im Lesezimmer seines Landsitzes kam ihm plötzlich heiß und stickig vor. Diese Frau entsprach ganz und gar nicht den Ladies, die er im Allgemeinen mit Verachtung strafte.

»Ah, da stehen ja seine Bücher!« Sie drehte sich scheinbar entzückt zu einer Bücherwand um und überspielte damit den Fauxpas McGuires. »Sie haben bestimmt eine Menge Anregungen in seinen Büchern gefunden.«

»Mylady«, fand McGuire endlich seine Stimme wieder. »Ich kann nicht verhehlen, dass es mir widerstrebt, Sie auf diese ungewisse Reise mitzunehmen. Aber nachdem Ihr werter Herr Vater uns keine Wahl lässt, muss ich wohl in den sauren Apfel beißen.«

»Ich danke Ihnen für ihre Offenheit, Lord McGuire. Aber ich bin nun einmal neugierig. Zu neugierig, um mein Leben damit zu vergeuden, an der Seite eines Ehemannes *nur* schön auszusehen. Wenn man fünf widerborstige Schwestern hat, lernt man schnell sich durchzusetzen, oder man findet sich mit irgendeiner langweiligen Lordschaft verheiratet wieder ... Oh! Verzeihung, Eure *Lordschaft*.« Sie klimperte kokett mit den Wimpern.

In diesem Augenblick kam Cumberland zur Tür herein. »Die Kutsche ist vorgefahren.«

McGuire bot der knapp zehn Jahre jüngeren Frau galant den Arm. Gemeinsam schlenderten sie zur Kutsche.

»Ja, ich bewundere Verne. Aber auch all die anderen Utopisten. Ohne solche Menschen – Menschen mit Visionen ... mit Phantasie – würden wir vielleicht noch auf den Bäumen hocken.«

»Sie sind doch nicht etwa auch ein Anhänger von diesem Darwin? Lassen Sie das nicht den Erzbischof hören!«

»Verne hat sich nur in einem wichtigen Punkt geirrt. Man kann eine Rakete nicht mit einer Kanone *abschießen*. Die Besatzung würde durch die Kräfte des Abschusses regelrecht – verzeihen Sie mir den ordinäre Ausdruck – zerquetscht werden. Aber warten Sie ab, bis Sie es sehen!«

Sie stiegen in die Kutsche und machten sich auf den langen Weg durch das hügelige Hinterland. Nach einer Stunde, in der Lady Thornton die beiden Männer mit fundiertem Wissen und ausgezeichneter Bildung überraschte, erreichten sie einen Durchlass in einer schwer bewachten Zaunanlage.

»Nationales Interesse! Sie verstehen?«, sagte Cumberland, als die Soldaten Ihrer Majestät sie durchließen. »Wer den Äther beherrscht, beherrscht die Welt.«

Schließlich bog ihre Kutsche um einen letzten Hügel ... und da lag sie vor ihnen.

»Dies ist die *Explorer*!«, Nicolas deutet voller Stolz auf das Gebirge aus Kupfer, Messing und Holz. Die *Explorer* war beileibe nicht schön, aber beeindruckend in ihren Ausmaßen. Im Grunde sah sie aus wie eine Dampflokomotive, die garstige Riesen zur Form einer Mörsergranate verknetet hatten.

»Sie liegt ja auf Schienen!«, sagte Lady Thornton verblüfft, nachdem sie eine Weile die gigantischen Ausmaße der Gefährtes bestaunt hatte.

»Wie ich bereits sagte: Verne lag falsch mit seiner Kanone. Wie Sie sehen, laufen die Schienen von der Spitze dieses Hügels dort durch das Tal bis zum Gipfel jenes Berges dort in der Ferne. Wir

verwenden ein Dampfkatapult, das die *Explorer* den ganzen Weg *kontinuierlich* beschleunigt. Erst wenn wir dort hinten die Schienen verlassen, setzt unser eigener Antrieb ein.« Nikolas war in seinem Element. »Wir verwenden eine gewichtsreduzierte WATSON 231 Dampfmaschine mit fliehkraftgeregelter Druckkontrolle und eine spezielle Übersetzung mit verminderter Reibung. Eine automatische Zufuhr schiebt spezielle Kohlepellets nach einem fein abgestimmten Programm in den Brennofen ein. Die Kessel werden bereits aufgeheizt. Sehen Sie diese Holzluken dort, Mylady? Sobald uns das Dampfkatapult aus dem Bereich der Erdanziehungskraft herausgeworfen hat, werfen wir diese Luken ab – das spart Gewicht – und dann fahren vier Propeller aus, die im Moment noch hinter den Luken im Rumpf der *Explorer* versenkt sind.«

»Wenn man bedenkt, dass vor wenigen Jahrzehnten noch dieser Newton behauptete, dass das Schwerfeld der Erde zu stark sei, um es mit dampfgetriebenen Luftschiffen zu verlassen.« Auch Cumberland stand die Begeisterung in Gesicht geschrieben. »Mit diesem Gefährt werden wir Geschichte schreiben. In wenigen Jahren werden hunderte solcher Fahrzeuge unterwegs sein, um neue Welten zu erobern.«

»Und was geschieht, wenn wir diese neuen Welten erobert haben?«, fragte die junge Frau, die ihren Blick nur mühsam von der *Explorer* losreißen konnte. »Werden wir dann das Leid, mit dem wir unseren eigenen Planeten zu Grunde richten, auch auf neue Planeten exportieren? Ich *war* in Afrika und ich habe gesehen, was wir *zivilisierten* Weißen mit den schwarzen Eingeborenen gemacht haben! Sie haben uns mit offenen Armen empfangen – und wir machten Leibeigene aus ihnen!«



»Mich dünkt, Eure Ansichten sind recht ... *liberal*, Mylady«, sagte Lord Cumberland mit einem missbilligenden Heben der Augenbraue.

»Bei Ihnen klingt das wie ein Schimpfwort! Spricht es denn gegen die Würde unseres Standes, die Würde anderer Menschen ... die Würde *aller* Menschen zu achten?«

»Bitte, Mylady! Lord Cumberland! Echauffieren Sie sich bitte nicht! Vielleicht ist es dem Menschen ja gar nicht gegeben, die Erde zu verlassen. Vielleicht überstehen unsere schwächlichen Körper den Start ja gar nicht. Vielleicht ist die Luft dort draußen im Äther doch nicht atembar? Vielleicht wimmelt es dort oben von Meteoren, die jeden Verkehr zwischen den Planeten unmöglich machen.«

»Wenn Sie mich fragen«, flüsterte Lord Cumberland mit einem Seitenblick auf Lady Thornton, »halte ich Meteoriten nicht unbedingt für die größte Gefahr, die uns auf der Reise droht.«

\* \* \*

„Verehrter Lord McGuire, zuerst einmal danke ich Ihnen dafür, dass Sie sich für dieses exklusive Interview bereit erklärt haben. Der Start Ihrer ... Wie nennen Sie es? *Weltenrakete*? ... wird *das* Ereignis von nationaler Bedeutung sein. Und deshalb ist es mir eine besondere Ehre, dass Sie den Lesern der *New London Gazette* diesen Logenplatz in der Geschichte zugedacht haben!«

»Es ist mir ein Vergnügen, Mister Conolly! Ich möchte Sie aber noch einmal nachdrücklich auf unsere Vereinbarung hinweisen, dass dieses Interview erst am Tage vor dem Start am 19. Mai erscheinen darf! Wie ich Ihnen bereits mitgeteilt habe, wissen wir, dass eine Gruppe französischer Offiziere an einem ähnlichen Vorhaben arbeitet. Es ist eine Frage der nationalen Ehre, dass es ein

Gefährd des Britischen Empires sein *muss*, das zuerst den Weltenæther zwischen den Planeten erobert.«

»Das bringt mich auf die Frage nach Ihrer Motivation. Unbeachtet davon, dass es eine Frage der Ehre ist. Was bringt einen Gentleman dazu, dieses Risiko auf sich zu nehmen?«

»Sehen Sie, der Reichtum des Commonwealth liegt in seinen Kolonien begründet. Um seinen Reichtum zu bewahren, muss ein Reich expandieren. Nun, da die weißen Flecken der *Terra Incognita* immer kleiner werden, wird eine weitere Expansion nicht ohne militärische Konflikte ablaufen. Aber *da draußen* erwarten uns genügend unerforschte Gestade – wie seinerzeit Australien – um neue Kolonien zu gründen.«

»Aber Sie wissen doch überhaupt nicht, was Sie dort draußen erwarten wird.«

»Da muss ich Ihnen widersprechen: Heute wissen wir sehr wohl, wie es dort draußen aussieht. Zumindest *glauben* wir es zu wissen. Sehen Sie, früher glaubte man, die Erde stehe im Zentrum des Universums. Dabei war das nur die Erklärung für das, was die Menschen sahen: Sterne gehen im Osten auf, im Westen unter – also dreht sich der Kosmos offenbar um die Erde. Sternbilder verändern nie ihren Umriss – also müssen ihre Lichtpunkte wohl an der Innenseite einer weiten Kugel fixiert sein, in deren Zentrum die Erde ruht. Jede andere Konfiguration würde nämlich im Lauf der Nacht den Abstand der Fixsterne verändern und perspektivische Verzerrungen verursachen. Und auf dieser Fixsternsphäre kreisen die Wandelsterne wie Mond, Sonne, Planeten um die Erde auf ihren verschiedenen Bahnen.«

»Sie sprechen von der Vorzeit.«

»Durchaus nicht! Es sind gerade mal 500 Jahre her, dass Kopernikus die Erde von ihrem Thron im Zentrum des Universums gestoßen hat. Zumindest der hinreichend gebildete Mensch weiß

dies. Aber gehen Sie mal aufs Land und fragen Sie einen einfachen Bauern ... Dort spricht man immer noch von *Himmelsgewölbe*. Heute wissen wir, dass die Erde eine Welt unter vielen ist und der Blick durch immer bessere Teleskope zeigt uns, wie es auf diesen Welten aussieht. Zumindest *glauben* wir es zu wissen. Aus diesem *Glauben* wird jedoch nur *Wissen*, wenn jemand hinfährt und nachsieht.«

»Stimmt es, dass Sie den Mond nur umrunden wollen? Wenn Sie schon einmal diesen weiten Weg zurückgelegt haben, warum können Sie dann nicht landen?«

»Landen könnten wir schon! Aber wir könnten nicht mehr starten! Auch wenn die Schwerkraft auf dem Mond geringer als auf unserer Erde ist, es fehlt uns auf dem Mond ein geeignetes Dampfkatapult, das uns hilft, diese Schwerkraft zu überwinden. Aus eigener Kraft ist unser Weltenschiff nicht dazu in der Lage. Noch nicht! Wir legen *jetzt* den Grundstein für eine Mondlandung, indem wir ein mögliches Landeterrain sondieren. Es bleibt späteren Expeditionen überlassen, eine permanente Kolonie auf dem Mond zu errichten und ein geeignetes Rückkehrkatapult zu installieren.«

»Würden denn die Menschen einer solchen Kolonie auf dem Mond überleben können?«

»Nun, spätestens seit den Höhenexpeditionen der Gebrüder Montgolfier wissen wir, dass der gesamte Weltenæther mit atembare Luft gefüllt ist. Bis man Wasser auf dem Mond selbst findet, müsste man es von der Erde oder den Eisplanetoiden herbeischaffen. Ob der Mondstaub allerdings ausreichend fruchtbar für den Anbau von Nahrung ist, ist ein Restrisiko, das ich persönlich bereit wäre einzugehen.«

»Apropos *Risiko*: Ist es nicht zu riskant, eine Frau mit auf die Expedition zu nehmen?«

»In der Tat: Es *ist* riskant! Aber Lady Ellen Thornton hat in den letzten Jahren gezeigt, dass Sie das Risiko nicht scheut!«

»Aber ist es denn schicklich – gerade für eine Dame ihres Standes – Wochen zusammen mit zwei *Männern* auf engstem Raum zu verbringen?«

»Ich bitte Sie! *Gerade* Angehörige unseres Standes verfügen über die nötige Distinguiertheit, um *über* solchen Gelüste zu stehen, auf die Sie offenbar anspielen. Wir treten diese Expedition als Vertreter der Menschheit an – der *gleichberechtigten* Menschheit.«

»Sie sprachen Australien an. Erwarten Sie, auf neue Aborigines zu treffen?«

»Ganz auszuschließen ist dieser Gedanke nicht. Aber das Ausmalen dieses Bildes überlasse ich lieber den hochverehrten Herrschaften Shelley, Conan-Doyle, Wells und Verne.«

\* \* \*

Nicolas John McGuire III stellte eine hölzerne Kiste auf den Tisch, die ein wenig aussah wie ein dickes Grammophon samt Schalltrichter, mit einer milchig, gläsernen Platte an der Stirnseite. »Dies ist eine Erfindung eines befreundeten preußischen Obersts. Er nennt sie *Fernzeichner*. Sie sendet geheimnisvolle Strahlen aus – er nennt sie Z-Strahlen. Wenn die Strahlen auf einen Gegenstand treffen, werden sie zurückgeworfen und hier in diesem Trichter gesammelt. Auf irgendeine Weise, fragt mich nicht *wie*, wird hier ...«, er klopfte auf die milchige Glasplatte, »... ein Bild daraus, wie der Äther vor uns aussieht. Wenn ein Hindernis vor uns ist, sollte es hier erscheinen.«

Sein Freund Ralph Cumberland trat näher und beäugte den Kasten misstrauisch. »Hat das irgendetwas mit dieser neumodi-

schen Elektrizitätskraft zu tun, die auf so geisterhafte Weise Dinge bewegen soll?«

Nicolas zuckte mit den Schultern. »Es funktioniert! Wie ... ist mir egal.«

»Ich habe davon in einer Gazette gelesen. Das ist unheimlich! Wenn nicht sogar *unheilig!*«

»Ich habe auch davon gelesen«, sagte Lady Thornton. »Das ist die Zukunft!«

»Das ist Magie! *Schwarze Magie!*« Cumberland fuchtelte mit seiner Pfeife herum. »Die Welt wird vom Dampf bewegt. Das reicht!«

»In ein paar Jahrzehnten wird die Dampfkraft von der Elektrizität verdrängt werden!«, fauchte die Lady.

»Papperlapapp! Das Britische Empire ruht auf den Säulen Kohle, Dampf und den Ressourcen seiner Kolonien! Und so wird es – mögen Gott und die Königin uns beistehen – immer sein!«

Nicolas blickte zwischen seinem Freund und dieser streitbaren *Frau* hin und her. Auf der einen Seite sein Freund Ralph, den er seit Jahren kannte und schätzte und der ihm nun erschreckend blasiert und borniert vorkam. Und auf der anderen Seite dieses aufgeschlossene, scharfzüngige, quirlige, streitbare, starke ... und zarte Wesen.

\* \* \*

Der Start war schlimmer gewesen als erwartet. Tonnen schienen ihre Körper in die Spezialsessel zu pressen. Die unhandlichen Anzüge aus feuerhemmenden Materialien taten das ihre, die Andruckphase zu einer Tortur zu machen. In ihren Rücken fauchte der Kessel, gurgelten die Leitungen, stampften die Kolben – wie ein vorsintflutliches Ungeheuer. Lady Thornton hielt sich besser

als erwartet. Beim Einsetzen der Schwerelosigkeit verlor sie kurz das Bewusstsein, doch schon bald nahm sie ihren Platz vor den Backbordinstrumenten ein. McGuire saß festgeschnallt vor dem Ruder und Cumberland hielt mit einer Karbidlampe und einem System von Parabolspiegeln Kontakt mit Beobachtern auf der Erde.

»Ich wünschte, mehr Menschen könnten diesen Blick auf den Erdball werfen.« Lady Thornton konnte ihren Blick kaum vom Backbordbullauge abwenden. »Es würde ihnen zeigen, wie klein sie und ihre kleinlichen Zänkereien um die Länder Anderer sind.«

McGuire unterdrückte ein Grinsen als er die Schnute sah, die Lady Thornton ganz undamenhaft zog. Diese Frau – und dass sie eine Frau war, konnte auch die eher funktionale als ästhetische Schutzmontur nicht verbergen – benahm sich manches Mal eher wie ein Lausejunge, als eine Lady des Commonwealths. McGuire ertappte sich immer öfter dabei, dass er sich, wie ein Bildhauer vor einem unbehauenen Block Marmor, die Figur *darin* vorstellte.

»Sie spielen doch nicht etwa die Kolonialpolitik unseres ruhmreichen Landes an?«, brauste Cumberland auf.

»Wo denken Sie hin, Lord Cumberland?«, begann sie in zuckersüßem Tonfall, um just, als ein befriedigter Ausdruck auf seinem Gesicht erschien, nachzuschieben: »Frankreich, Preußen, Spanien sind keinen Deut besser! Überall regiert die Gier auf die Habe des anderen ... auf das vermeintlich grünere Gras auf der anderen Seite.«

»Warum sind Sie überhaupt mitgekommen? Auf einer Reise, die möglicherweise das Fundament für *neue* Kolonien legt?«

»Um zu verhindern, dass Menschen wie Sie *für Gott und den König* Besitz von anderen Wesen und deren Ländereien ergreifen

und zugrunde richten – wie es in Afrika oder der Neuen Welt geschehen ist!«

»Sie beleidigen Ihr Land, *Mylady!* Wenn Sie ein Mann wären ...«

»Was dann? Würden Sie mir dann in männlichem Imponiergehabe den Fehdehandschuh hinwerfen? Um einen Menschen, der anderer Meinung ist als Sie, mundtot zu machen? – Ja nicht auf die Argumente der anderen hören, lieber gleich diese Meinung *tilgen?*«

»Ralph! *Mylady!* Sie vergessen sich!«, fuhr McGuire empört dazwischen. »Unsere Reise ist gefährlich genug. Auch ohne Ihre Zwistigkeiten! Ralph, darf ich Sie an unsere Gespräche im Club erinnern, in denen auch wir zwei über gewissen Schattenseiten unserer Politik diskutiert haben. Wohl gemerkt: *distinguiert* diskutiert. Wie es sich für Gentlemen geziemt! – Und Sie, meine Dame, werfen meinem Freund das Gleiche vor, was Sie selbst praktizieren: Auch *Sie* sehen *Ihre* Meinung als die allein gültige an und wollen Cumberland seinen Standpunkt nicht zugestehen. – Also bitte: Mäßigen Sie sich! – Beide!«

Cumberland starrte ihn einen Augenblick aufgebracht an, dann drehte er sich brüsk um und widmete sich wieder seinen Geräten. Ellen Thornton zog wieder ihre Schnute, doch diesmal wie ein gescholtenes Mädchen. Man sah ihr an, dass sie nicht gewohnt war, ihre eigenen Argumente um die hübschen Ohren gehauen zu bekommen.

\* \* \*

»Mit dem Fernzeichner scheint etwas nicht zu stimmen.« Ellen Thorntons Stimme klang beunruhigt von ihrem Platz herüber. »Er zeigt ein massives Hindernis voraus!«

»Hab ich nicht gesagt, dass dieses Ding suspekt ist!« Cumberland sah nicht von seinem Platz am Teleskop auf. »Wir schneiden gleich zum ersten Mal die Mondbahn. Noch ein paar tausend Meilen und wir werden als erste Menschen einen Blick auf die unbekannte Rückseite des Mondes werfen können! Er ist das einzig Massive weit und breit!«

Die letzten Tage hatte es nur kleinere Reibereien zwischen Lady Thornton und Cumberland gegeben, denen Nicolas stets wie ein Puffer zwischen ihnen die Spitzen genommen hatte. Zu seinem Erstaunen musste McGuire feststellen, dass die Frau auf Bemerkungen von ihm weit weniger patzig reagierte als auf solche seines Freundes.

Nicolas verriegelte das Steuerrad in seiner Position, schnallte sich los und schwebte zu der jungen Frau hinüber.

Am Rande der Milchglasscheibe zeigte sich ein schnurgerader Strich.

»Hier! Sehen Sie, Lord McGuire! Es scheint, als hätten wir eine massive Mauer vor uns. So weit das Auge reicht ... beziehungsweise die Strahlen des Gerätes.«

»Hmm? Vielleicht hat das Gerät tatsächlich einen Defekt.«

»Diese ... Mauer *hat* sich bewegt!«, sagte sie eindringlich. »Viel mehr: *Wir* bewegen uns ... mit voller Geschwindigkeit darauf zu! – Wir *müssen* beidrehen!«

Nicolas schwebte zum Bullauge am Bug und hielt sich links und rechts an den Messinggriffen fest. So sehr er auch in die sterndurchwirkte Schwärze des Himmelsæthers starrte, er konnte kein Hindernis erkennen. Nun kam auch Cumberland herbeigeschwebt und blickte angestrengt nach draußen. »Nichts!«, brummte er nach einer Weile. »Ich sehe nur Sterne. Die sehen zwar merkwürdig nah aus, aber das liegt wohl ...«, er klopfte mit dem Knöchel seines Zeigefingers an das Glas des Bullauges, »...



an diesem deutschen Spezialglas, dass Sie unbedingt haben wollten, mein Freund.« Damit räumte er den Platz und schwebte zu seinem Posten zurück.

Nicolas sah nach draußen. Plötzlich spürte er einen Luftzug an seiner Seite. Dann prallte Lady Thornton, die herangeschwebt war, sanft gegen ihn und krallte sich an den Handgriffen fest. Ihre Hände berührten sich. Diese Nähe verwirrte ihn. Der dezente Duft ihres Parfüms drang in seine Nase, konnte jedoch *ihren* Duft nicht ganz überdecken. »Nick, bitte ... Lord McGuire, bitte vertrauen Sie mir. Vertrauen Sie meiner weiblichen Intuition. Wir müssen beidrehen.«

»Mein liebes Kind!«, donnerte Cumberland von achtern. »Wenn wir jetzt beidrehen, haben wir vielleicht nicht mehr genügend Kohle für eine Rückkehr! Wollen Sie uns dem Tode überantworten?«

»Wenn wir nicht beidrehen, kollidieren wir mit voller Geschwindigkeit mit ... mit ... dem da!« Sie deutete auf den Strich auf der Scheibe des Fernzeichners. Nun sah auch McGuire, dass der Strich weiter zur Mitte gewandert war. Irgendjemand musste eine Entscheidung treffen! Noch einmal spähte er durch das Bullauge. Mit beiden Händen schirmte er die störenden Reflexe der Gaslaternen ab. Nichts! Nur das Meer der Sterne. So fern, und doch so ... *nah*.

Er drehte sich herum, stieß sich an der Täfelung ab und schoss quer durch den Raum. Mit beiden Händen fing er sich ab, schwang sich vor die Steuerung, löste die Arretierung und warf das Ruder herum.

»Was tun Sie da?«, brüllte Cumberland. »Hat diese Furie Ihren Verstand geraubt? Selbst wenn da etwas wäre, wir bekämen unser Vehikel niemals bis dahin zum Stillstand.«

Wortlos arretierte McGuire das Ruder in seiner Endlage. Dann warf er sich herum in Richtung Heizungsraum. An der Stahltüre fing er sich ab. Mit fliegenden Fingern riss er Kohlepakete aus den Zuführmagazinen und stopfte sie per Hand in den Brennofen. »Richtig! Zum Abbremsen sind wir zu schnell, aber mit etwas Glück können wir daran vorbeischrammen!«

»Vorbeischrammen? Woran vorbeischrammen? Kerl! Sind Sie von Sinnen? Sie verheizen unseren Vorrat für die Rückreise!«

»Der Kohlenvorrat wird reichen. Wir müssen nur etwas langsamer fahren ... und den Gürtel enger schnallen.«

»Unser Kurs ändert sich! Wir können es schaffen!« Lady Thornton zeigte auf den Fernzeichner. Ihr Finger zitterte. Die Linie quer auf dem Glas hatte sich nach rechts geneigt. Bald würde sie parallel zur Flugrichtung stehen ... wenn sie nicht vorher mit diesem *Etwas* kollidierten.

»Cumberland! Ralph! Fahren Sie um Himmels Willen die Räder aus!«, schrie Nicolas. »Ellen! Schnallen Sie sich an!« Er sah noch, wie sein Freund an den wuchtigen Hebeln hantierte.

Dann war nichts mehr.

\* \* \*

Er erwachte in einem Bad aus Düften. Als er blinzelnd die Augen öffnete, blickte er in zwei grüne Seen über sich ... und ein Meer aus Kopfschmerzen trieb ihm das Wasser in die Augen. Er lag auf dem Boden und sein Kopf ruhte weich im Schoß von Lady Thornton. Sein Körper fühlte sich so leicht an, doch eigentlich wollte er nie wieder aufstehen.

»Du hast dir den Kopf angestoßen, Nicolas«, sagte die sanfte Stimme über ihm. Etwas Kühles drückte sich auf seine Stirn.

»Lord Cumberland läuft draußen herum und schaut sich die Schäden der Bruchlandung an.«

Nicolas richtete sich auf und hielt sich stöhnend den Kopf. »Läuft draußen herum? Auf *wem* oder *was* läuft er?«

»Das siehst du ... das sehen Sie sich besser selbst an, Lord McGuire«, verbesserte sie sich rasch.

Er griff nach ihrer Hand und drückte sie sanft. »Es klingt schöner, wenn du *Nicolas* sagst!« Sie hielten in einem Moment zärtlicher Übereinkunft inne. Dann rappelte sich Nicolas ächzend auf und kletterte vor ihr nach draußen. Es war nicht nur die Gegenwart Ellens, die ihn beschwingte – er *hatte* nur ein Bruchteil des Gewichtes, das er auf der Erde wog. Am Heck des Schiffes tänzelte die Karbidlaterne in der Hand von Lord Cumberland in der Dunkelheit. Es knirschte, als Nicolas seinen Fuß vorsichtig von der Leiter auf den nachtschwarzen Boden setzte.

»Ralph! Lord Cumberland! Wie sieht es aus?«

»Ah! Sind Sie wieder auf den Beinen?« Der Lichtkreis der Laterne wanderte auf sie zu und riss die Holzbeplankung des Schiffes aus der allgegenwärtigen Finsternis. »Ich muss Ihnen danken! Ihnen beiden! Ohne Sie wären wir auf diesem Himmelskörper zerschellt. Das Schiff hat nur wenig abbekommen. Und wie Sie sicher bemerkt haben, ist die Schwerkraft so gering, dass ein Abheben eigentlich möglich sein sollte. Und wir haben sogar noch soviel Kohlen, dass wir das hier ...« Er drehte seinen Fuß auf dem Fußballen. Es knirschte. »... gar nicht benötigen! Wär' eine ziemliche Plackerei, das zusammenzukratzen.«

McGuire hockte sich nieder und strich mit der Hand über eine hauchdünne Staubschicht auf dem Boden. »Ist das Ruß?«

»In der Tat! Dieser Boden ist über und über damit bedeckt. Und darunter ist etwas, das ich in Ermangelung eines besseren Begriffes *Stahl* nennen möchte.«

»Wollen Sie damit sagen, dass diese Welt *künstlich* ist?«, keuchte Lady Thornton.

»Fällt Ihnen eine andere Antwort ein, Mylady?«

\* \* \*

»Nicolas, schau doch, dort drüben!« Ellen deutete auf einen schwach leuchtenden Fleck in einiger Entfernung oberhalb des unsichtbaren Horizonts. »Was mag das sein?«

Cumberland hob eine Augenbraue ob dieser ungebührlichen Vertrautheit.

»Und dort sind noch mehr! Und dort ... und dort!« Sie schienen in einem Talkessel gelandet zu sein. Nun, da sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, schälten sich immer mehr schwache Lichtflecken an den ansteigenden Hängen des Talkessels aus der Schwärze der Nacht. Zwar standen der grelle Ball der Sonne und die blaue Murmel der Erde hoch am Himmel, und auch der Mond hing hell strahlend rund vierzig Grad über dem Horizont, doch alle drei schafften es nicht, die Schwärze des Untergrundes zu erhellen. Es schien, als ob dieser *Ruß* jedes Licht verschluckte.

»Lasst uns nachsehen!« Nicolas packte zwei Karbidlaternen aus. Dann machten sich die drei mit weit ausholenden Sprüngen schweigend auf den Weg zur nächstgelegenen Lichtquelle.

»Man merkt gar nicht, dass wir bergauf gehen«, sagte Lady Thornton nach einer Weile.

»Warum sollten wir bergauf gehen?, fragte Cumberland.

»Weil es so aussieht, als ob dieses leuchtende Oval auf das wir zu marschieren, im Hang eines kleinen Hügels steckt – den man in dieser Schwärze nicht sehen kann. Und wenn wir uns auf etwas zubewegen, das *über* uns liegt, muss es nun mal *bergauf* gehen!«, meinte sie schnippisch.

»Ich habe den Eindruck, dass das Licht nicht mehr ganz so hoch hängt«, bemerkte McGuire. In der Tat erschien es ihm, dass der Lichtfleck immer weiter zu Boden sank, je mehr sie sich ihm näherten, dafür schienen die Lichter an der anderen Seite des Talkessels angestiegen zu sein. Schließlich standen sie vor einem mannsgroßen, blendend hellen Fleck im flachen Boden. Sein Licht warf scharfe Kontraste auf ihre Kleidung.

»Vorsicht!«, rief Lady Thornton, als Cumberland seine Hand langsam dem Licht näherte, die Augen mit dem anderen Arm beschattet.

»Kalt! Strahlt keine Wärme aus!«, sagte er. Dann zog er einen Schraubendreher aus der Tasche und tippte damit auf die leuchtende Fläche. »Sieht nach so etwas wie Glas aus. Fühlt sich aber viel weicher an.« Nun wagten sich auch die anderen näher. Die strahlend helle Fläche war übergangslos in den Boden eingelassen.

»Keine Fuge!«, sagte Cumberland, der mit seinem Schraubendreher über den Rand der Fläche kratzte. »Das ist mir zu hell!« Er erhob sich und drehte sich um. »Merkwürdig, keine Sterne zu sehen«, brummte Cumberland als er wieder klar sehen konnte. »Nur im Zenit sind die Sterne klar zu sehen. Zum Horizont hin werden sie immer schwächer. Ob die Luft dieser Planetenkugel so diesig ist?«

»Sie standen gerade vor einem, mein Freund!«

»Bitte?«

»Sie standen gerade vor einem Stern!«

»Sind Sie toll, Nicolas?«

McGuire lachte höhnisch. »Ich wollte, ich wäre es! Ich wünschte, dies wäre eine Ausgeburt meines kranken Geistes ... und nicht der Ruin unseres Weltbildes! Das ist keine Planetenkugel auf der wir hier stehen ... sondern das Himmelsgewölbe. Und das da ...«, er zeigte auf den Lichtfleck im Boden, »... ist einer der vielen Sterne, die man am Nachthimmel sieht.«

Sein Lachen nahm einen irren Tonfall an. »Wir sind nicht auf den Hügel eines kugelförmigen Körper gestiegen, sondern wir bewegen uns an der Innenwand einer gigantischen *Hohlkugel* entlang!«

Er deutete hinauf zum Mond. »Schauen Sie sich den Mond an. Sollten wir seine Rückseite nicht als konvexe Form wahrnehmen? Doch sieht die Rückseite nicht eher wie ... abgeschnitten aus? Wie eine Halbkugel, die auf der riesigen Fläche der Himmelsphäre festgemacht ist? – Keppler, Galilei, Kopernikus! Alle haben sie falsch gelegen! Die Erde steht im Zentrum ihres eigenen, kleinen Universums, und alles um Sie herum – Sterne, Planeten, Monde, die Sonne – alles nur Fälschungen! Vorspiegelungen eines zynischen Wesens, das uns in einem Terrarium hält!«

»Ihr seid lästerlich, Nicolas!«

»Nein, er hat Recht, Lord Cumberland«, sagte Ellen Thornton tonlos. »Die Welt, wie wir sie kennen – zu kennen glaubten – ist mit einem gewaltigen Getöse eingestürzt!«

Sie wandte sich dem Schiff zu. »Wir müssen die französische Expedition warnen, dass sie nicht wie eine Fliege an die Wand klatscht.«

\* \* \*

»Es wird Kriege geben«, meinte Nicolas nach dem geglückten Start. Die geringe Schwerkraft hatte in der Tat kein Problem dargestellt. »Kriege zwischen religiösen Fundamentalisten, die in diesem *Terrarium* den Beweis für eine Schöpfung Gottes sehen werden, und Aufklärern, die nicht ruhen werden, einen Blick *hinter* die Scheibe des Terrariums zu werfen.«

»*Terrarium*«, sagte Cumberland nun tonlos, ohne aufzublicken. Seit Stunden hatte er nichts mehr gesagt, sondern nur in seinem Sitz gekauert und vor sich hin gestiert. »Das ist der richtige Ausdruck. Wir sind das Spielzeug von ... was auch immer. – Es wird eine beispiellose Welle von Suiziden geben.«

»Wird man uns überhaupt glauben, Nicolas?« Seit dem Start hatte sie seine Nähe gesucht, so als bräuchte sie in einen Halt für ihr Leben. »Dürfen wir das den Menschen überhaupt sagen?«

»Die Wahrheit lässt sich nicht verschweigen! Eine Weile kann man sie vielleicht unterdrücken, aber es werden andere kommen.« Nicolas legte seinen Arm um sie ... und sie ließ es sich gefallen. Die Zeiten des demonstrativen Zurschaustellens ihrer Unabhängigkeit waren vorbei. Sie hatten vom Baum der Erkenntnis gegessen und die Erkenntnis war zu groß für einen Einzelnen.

»Andere, die herausfinden werden, wie diese Himmelskugel funktioniert. Wie sich die falschen Planeten auf ihren Bahnen – oder vielleicht *Schienen* – bewegen. Und was jenseits der Kugel ist.«

»Andere? *Du* möchtest wieder kommen und die Geheimnisse lösen.

Er drückte seine Stirn an ihre. »*Ich* werde bei Dir sein und wir werden die Unruhen, die da kommen mögen, überstehen. Gemeinsam!«

Sie sah ihn mit einem Augenaufschlag an und ein klein wenig blitzte in ihren Augen der Lausejunge auf. »Dann können wir die Geheimnisse vielleicht Nicolas John McGuire, dem Vierten, überlassen?«

**ENDE**



## DIETER BOHN



*Dieter Bohn, geboren 1963 in Trier, wohnt derzeit in Dormagen und arbeitet im Marketing eines großen Automobilzulieferers.*

*Von »Raumpatrouille«, »Zack« und »Perry Rhodan« geprägt, ist er seit fast 25 Jahren im Fandom mit Risszeichnungen, Datenblättern und Illustrationen aktiv.*

*Die letzten Jahre nahm dabei das Schreiben von Stories einen immer breiteren Raum ein. Er hat sich mit seinen Geschichten bei einer Reihe von Schreibwettbewerben platziert, darunter 2009 beim William-Voltz-Award.*

*Neben einer Storysammlung und einem Hörbuch hat er in verschiedenen Anthologien veröffentlicht, sowie drei STELLARIS-Gaststories zum »Perryversum« beigesteuert.*

*Zurzeit schreibt er an seinem ersten Roman.*

[www.dieterbohn.de](http://www.dieterbohn.de)

# NACHWORT DES HERAUSGEBERS

zum ersten Band der  
STEAMPUNK-CHRONIKEN

ÆTHERGARN

Stefan Holzhauer

Das viktorianische Zeitalter war eine Zeit des Aufbruchs, der Forschung und auch der Auflehnung gegen das lange übermächtige Establishment. Vielleicht sind das einige der Gründe, die alternative Versionen jener Epoche so faszinierend machen. Was wäre geschehen, wenn sich Ideen als korrekt heraus gestellt hätten, die man später als falsch erkennen musste? Was wäre gewesen, hätte man beispielsweise mit Dampfkraft in den Kosmos vordringen können und in den Planeten des Sonnensystems bewohnbare und vielleicht sogar bewohnte Welten vorgefunden?

Von solchen aber auch ganz anderen Utopien in einem Zeitalter, das es so niemals gegeben hat, handeln DIE STEAMPUNK-CHRONIKEN.

In unserer heutigen Zeit ermöglicht die weltweite Vernetzung über das Internet etwas ganz Ähnliches, führt zu einer Revolution, die an die aufkommende »Befreiung« der unteren Klassen im 19. Jahrhundert erinnert: plötzlich kann sich ein jeder im Netz eine Stimme verleihen, kann seine Meinung sagen, kann seine Wer-

ke vorzeigen und rufen: »Hört, was ich sage!« oder »Seht, was ich geschaffen habe!«, ohne dass er erst von Medien mit Publikations- und Informationsmonopolen veröffentlicht werden muss – wie es seit ungezählten Jahren der Fall war.

Was im Bereich Software, Spielen und Musik bereits seit Jahren gang und gebe ist, erreicht nun endlich auch den Sektor der Buchpublikation, insbesondere der Unterhaltungsliteratur: früher musste man bei einem Verlag unterkommen, um seine Bücher veröffentlichen zu können. Heute – spätestens mit der Ankunft des eBooks – ist das nicht mehr zwingend nötig.

Das Projekt DIE STEAMPUNK-CHRONIKEN möchte zeigen, dass das funktionieren kann und sieht sich selbst in der Tradition des Pioniergeistes der Macher, der Erfinder und der Rebellen des späten 19. Jahrhunderts und selbstverständlich auch jener der heutigen Steampunk-Szene.

DIE STEAMPUNK-CHRONIKEN werden als eBook im Netz zum kostenlosen Download angeboten; man kann sie herunterladen und dann nach Gefallen einen Obolus spenden, oder man kann auch gleich dafür bezahlen (beispielsweise bei Amazon), weil man die Idee gut findet. Die eBooks sind nicht durch DRM gegen Kopieren geschützt. Warum auch? Jeder darf – und soll! – die Chroniken kopieren und weitergeben, soll sie Freunden und Bekannten, von mir aus auch Feinden, zum Lesen empfehlen, soll auf das Projekt aufmerksam machen. Aufmerksam gemacht werden soll aber dann fairerweise ebenfalls darauf, dass und wo man für das Projekt spenden darf, wenn man gut unterhalten wurde (und selbstverständlich darf man auch dann spenden, wenn man sich gelangweilt hat...). :-)

Hinter allem steht mein fester Glaube daran, dass der Leser bereit ist, für erst einmal scheinbar kostenlos zur Verfügung gestellte Unterhaltung auch einen angemessenen Obolus zu entrichten – wie hoch der Beitrag ist, darf aber jeder selbst entscheiden (nur auf Amazon nicht, aber das ist leider systembedingt). Das steht selbstverständlich in krassem Kontrast zu den Lamentos der Rechteverwerter wie beispielsweise Musik- und Buchindustrie, die in angeblicher Piraterie im Web und auch in kostenlosen Angeboten das Ende des Abendlandes erkennen wollen, und nicht müde werden zu betonen, dass die Urheber leer ausgehen werden. Tatsächlich geht es aber weder um die Kunden, noch um die Urheber: es geht den Verwertern einzig und allein um ihren Umsatz. Deswegen verbreiten sie falsche Zahlen, betreiben Lobbyarbeit in der Politik, verseuchen ihre Werke mit Kopierschutzmaßnahmen, die immer nur den ehrlichen Kunden bestrafen. Und täuschen vor, dass nur sie die Hüter des Grals sind: des Kunden, an den der Urheber ohne sie niemals heran kommen wird.

Dieses Projekt soll neben der selbstverständlich vorrangigen Unterhaltung des Lesers eben auch zeigen, dass es anders geht!

Es war zudem mein Wunsch, dieses Projekt so weit es geht ausschließlich mit Open Source- oder zumindest kostenloser Software umzusetzen, um zu beweisen, dass man keine Ausstattung mit Profiprogrammen für tausende von Euro benötigt, um so etwas zu realisieren. Das ist auch gelungen.

Für Layout und Satz wurde OpenOffice verwendet, den Export ins PDF-Format beherrscht diese Software nativ, für den Export nach ePub existiert das Plugin »writer2epub«. Die entstandenen Dateien wurden dann noch in Sigil nachbearbeitet.

Ich muss allerdings freimütig zugeben, dass ich beim Grafikprogramm fürs Cover dann doch auf meine vorhandene Photoshop-Lizenz zurück gegriffen habe, weil ich mich damit nun einmal gut auskenne und eine Einarbeitung in GIMP oder ein ähnliches Produkt deutlich zu viel Zeitaufwand bedeutet hätte. Man möge mir diese kleine »Schummelei« verzeihen ...

Beim Layout habe ich mich von alten Büchern inspirieren und leiten lassen, es steht ebenso wie der Inhalt fraglos in der Tradition von »Penny Dreadfuls« und »Pulp-Romanen«.

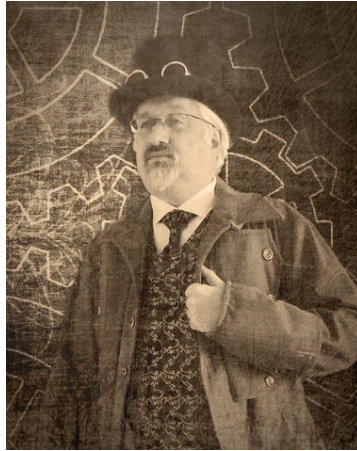
Ich möchte mich an dieser Stelle abschließend noch bedanken: in erster Linie bei den Autoren, die mir ihr Vertrauen schenkten, indem sie mir und meinem Projekt ihre Geschichten zur Verfügung stellten. Ich möchte all jenen danken, die mir gesagt haben: »mach das!«, als ich zweifelte. Dank gilt auch Game Designers Workshop, die in den späten 1980er Jahren mit »SPACE: 1889« mein Interesse am Steampunk endgültig weckten.

Mit ein wenig Glück – und Spenden – lesen wir uns in weiteren Ausgaben der STEAMPUNK-CHRONIKEN wieder!

Stefan Holzhauer

Remscheid, November 2011

## STEFAN HOLZHAUER



*Stefan Holzauer wurde 1965 in Wuppertal geboren und arbeitet als freiberuflicher [Webentwickler](#), Webdesigner und IT-Berater. Bereits früh wurde er mit dem unheilbaren Virus des Lesens infiziert und hier taten es ihm besonders die gesellschaftlich damals nicht gerade akzeptierten Science Fiction und Fantasy an. Die Kritik an der Wahl seines Lesestoffes hat er jedoch hartnäckig und erfolgreich ignoriert und ist dem Genre bis heute sehr zugetan.*

*Wenn er nicht an Webseiten herum schraubt, widmet er sich in seiner Freizeit neben dem Lesen und dem Prokrastinieren mit verschiedenen Computerspielen vorrangig seinem anderen Hobby: dem News- und Artikelportal [PhantaNews.de](#).*

*Geschrieben hat er ebenfalls bereits, beispielsweise Artikel und eine Story für das Magazin »Magira – Jahrbuch zur Fantasy« und zahllose Geschichten im Rahmen der Vereinigung Follow; leider hat er die Arbeit für die »Steampunk-Chroniken« ein klein wenig überschätzt, deswegen findet sich in diesem Band kein Beitrag aus seiner Feder – aber das kann ja im nächsten Band noch werden ...*

# THE STEAMPUNK CHRONIKEN ÆTHERGARN

*Das Viktorianische Zeitalter - eine Zeit des Aufbruchs und der Pioniertaten. Während die Karten der Erde erst nach und nach ihre schwarzen Flecken verlieren, bricht die Menschheit auf, um einen völlig neuen Lebensraum zu erforschen: den Æther.*

Was wäre, wenn die Theorien der Wissenschaftler jener Zeit korrekt gewesen wären? Und was wäre, wenn die Menschheit es geschafft hätte, mit Ætherschiffen in den Weltenraum aufzubrechen, um die Planeten des Sonnensystems – und darüber hinaus – zu kolonisieren?

Über die Abenteuer jener Pioniere berichtet dieses Buch – doch es sei eine Warnung ausgesprochen: nicht nur im Æther droht Gefahr ...

Der erste Band der "Steampunk-Chroniken" entführt den Leser in die Welt einer dampfgetriebenen Raumfahrt. Zehn Autoren steuerten Geschichten bei:

Das Herz, der Schlund und das Blut – Tedine Sanss

Die Jagd nach dem Kometentier – Sean O'Connell

Lillys Zukunft – Andreas Dresen

Die Jesaja-Mission – Alexandra Keller

Den Tod falsch einsortiert – Andreas Wolz

Ruf der Sterne – Tanja Meurer

Es ist nicht leicht, kein Held zu sein – Bernd Meyer

Die Schatten des Æthers – Andreas Suchanek

Gedanken an Schmetterlinge – Thomas Wüstemann

Die letzte Grenze – Dieter Bohn

Mit einem Vorwort von Carsten Steenbergen

Herausgegeben von Stefan Holzhauer